Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

48 (2.12.1934)

Visual Library

Folge 48 / Jahrgang 1934 Sonntag, 2. Dezember 1934

Der Weihnachtsmann und sein Gefolge

FRAU HOLLE, KNECHT RUPRECHT, SANKT NIKOLAUS

Mit den Weihnachtstagen steigen die Gestalten der sorglosen, schönen Kinderzeit in der Erinnerung auf, und all' die Erzählungen, die uns ein lieber Mund einst verkündete, werden lebendig.

Schneewolken stehen am Abendhimmel, im Westen sinkt rotglühend die Sonne, den Himmel mit eigenartigem Schein verklärend. „Das Christkind backt Konfekt" sagt die Großmutter, und dies Wort ist im Gedächtnis haften geblieben, durch ein halbes Jahrhundert. Da, am andern Morgen, tanzen vor den Fenstern die Flocken, es schneit; wir hören die geheimnisvollen Worte: „Frau Holle schüttelt ihr Federbett". Und es schneite, schneite, schneite. Am anderen Morgen in der Frühe fuhr der Vater im Schlitten zur Jagd, vom Fenster aus durften wir den Schlittenlichtern nachsehen, bis sie über die Brücke verschwanden. Und abends kam er zurück, im Pelzmantel, bereift. Der Kutscher brachte zwei Hasen und einen Fuchs herauf, und, während er sie uns Kindern präsentiert, fragt ihn der Vater: „Was wollte eigentlich der Mann oben im Hochwald, mit dem großen Sack, der mit Dir sprach?" Worauf die prompte Antwort des treuen Georg: „Es war der Knecht Ruprecht, der wollte einiges über unsere Kinder wissen". —

Frau Holle, Knecht Ruprecht, Sankt Nikolaus, Weihnachtsmann: das sind die Gestalten, die vor Weihnachten das Gemüt des Kindes bewegen. Es findet sie alle am Weihnachtsbaume wieder: dort wandert Knecht Ruprecht, hier hängt Sankt Nikolaus mit der Rute, dort der Reiter auf springendem Pferd: unser ältester germanischer Gott, der Seelenführer und Sturmgott Wuotan, der „Wilde Jäger" ist's, der auf seinem schnellfüßigen Rosse Sleipnir am Christbaum dahersprengt. Und auch Frau Holle ist nicht verschwunden, denn dort steht ein „Knusperhäuschen" mit der dazugehörigen „Hexe"; diese Hexe aber ist die letzte Erinnerung an die von unseren Ahnen so geliebte Frau Hulda, Frau Holle! Der ganze christlich-germanische Mischglaube, der durch Jahrhunderte in unserem Volke geherrscht hat, wird am Christbaum lebendig, denn fast sein ganzer Baumschmuck erinnert an den Glauben unserer Vorfahren. Die Kreise und die Sterne weisen auf die Sonne hin, die jetzt mitten im Winter zu neuem Leben erwacht. Auf dieses neue Leben weisen auch hin: Henne und Wickelkind, Ringelrad und Eber. Das Rad ist das Zeichen der siegenden Sonne, der Eber deutet auf den Eber „Goldenborstig", der nach dem Glauben unserer Ahnen den Sonnenwagen zog.

Und was ist mit Frau Holle? Frau Holle, Hulda, Hilda, lebt in dem Glauben unserer Ahnen als eine hohe Frau von wunderbarer Schönheit, in weißem, wallenden Gewand mit goldenem Gürtel. Ein mit silbernen Sternen gestickter Schleier umhüllt ihr goldenes Haar und fällt auf Schultern und Rücken herab. Man erkennt unschwer in ihr die Göttin Freya wieder, die Göttin der Schönheit. Bis in die neueste Zeit zieht die Dichtung die einst verehrte Göttin in ihr bilderreiches Spiel, läßt sie bald segnend die Fluren durchwandeln, bald in die Kinderstuben eintreten, um gute Kinder zu belohnen und übel geratene zu bestrafen. Fest stand im Glauben unserer Vorfahren, daß sie die Spinnstuben besucht, wo sie den faulen Mägden den Rocken zerreißt und verwirrt, den fleißigen aber die Spule vollspinnt und um den Rocken goldglänzenden Flachs legt. So wurde die „holde Frau" zur Hexe.

Das gleiche Schicksal hat unsere deutsche Göttin Berchta (von percht, leuchtend), die „Glänzende" ereilt, die fast identisch mit Hulda ist. In ihr verehrten unsere Vorfahren die Allmutter Erde. Zahllose Sagen, sowohl in Nord- wie in Süddeutschland bezeugen, daß die Erinnerung an die leuchtende, segnende Göttin noch nicht erloschen ist. Sie trägt die Schlüssel zur Kammer des Todes und zu der des erwachenden Lebens; sie verleiht Acker- und Kindersegen. Ihrer wurde am Perchten-Abend (6. Januar), dem heutigen Dreikönigs-Abend besonders gedacht. Mit dem Perchten-Abend schloß die hohe, zwölf Tage umfassende Festzeit der Germanen.

Nun zu den männlichen Gestalten am Weihnachtsbaum: Sankt Nikolaus, Knecht Ruprecht und Weihnachtsmann. Der würdige Bischof von Myra, der heilige Nikolaus, ist unseren germanischen Vorfahren nicht gerade freundlich entgegengetreten. Die Mehrzahl der Germanenstämme huldigte dem arianischen Christenglauben, als dessen schärfster Gegner er sich im Jahre 325 auf dem Concil zu Nicaea bemerkbar machte. Nachdem er lange im Orient als Heiliger verehrt worden, brachten Kaufleute aus Bari in Apulien die Reliquien des Heiligen zu Schiff von Myra nach ihrer Heimatstadt. Die Verehrung des heiligen Nikolaus ist erst zur Hohenstaufenzeit nach Deutschland gekommen. Obwohl er also erst sehr spät bei uns Eingang gefunden hat, ist er ein sehr „beliebter" Heiliger geworden, so daß später ein Nikolaus so wenig wie ein Lenard oder Leonhard bei einer deutschen Siedlung fehlen durfte.

Eigenartig ist das Zusammenwachsen des heiligen Nikolaus mit dem Knecht Ruprecht. Die Heiligen haben alle in irgendeiner Form Zusammenhang mit den Göttern unserer germanischen Vorfahren. Das finden wir beim heiligen Martin: als Ritter vertrat Sankt Martin den alten Kriegsgott. Schon in seiner äußeren Erscheinung sah Sankt Martin dem alten Wuotan auffallend ähnlich. Mantel, Roß und Schwert hatte er mit ihm gemein. Auch Sankt Michael und Georg, der Drachentöter, glichen Wuotan, sofern sie reitend und mit geschwungenem Speer dargestellt werden. Sankt Michael, Sankt Martin und Sankt Georg haben den alten Sturmgott Wuotan verdrängt, der heilige Petrus wurde der Nachfolger des Donnergottes Donar. Wie Donar mit seinem Hammer, den er durch die Lüfte schleudert, das Donnergrollen erweckt hat, so „schiebt heute Sankt Petrus Kegel", wenn der Donner grollt. Es bedarf auch der Nachprüfung, ob der Schlüssel des Wettermachers Petrus vielleicht den Hammer des Wettergottes ersetzt? Daß der heilige Petrus vielfach den Donar verdrängt hat, ist nachweisbar. An der Stätte früherer Donars-Heiligtümer wurden Peters-Kapellen gegründet, wie an Stelle der von Bonifatius gefällten Donars-Eiche bei Geismar. Donar bewachte mit seinem zermalmenden Hammer die Brücke „Bifröst" (den Regenbogen), der zu Walhall emporführt. Heut steht der heilige Petrus mit dem Himmelsschlüssel an der Pforte des Himmels als „himmlischer Pförtner".

Der heilige Petrus, der Himmelspförtner, ist der Nachfolger des germanischen Gottes Donar geworden, des „Donners", aber mit dem Weihnachtsmann hat er nichts zu tun, der Weihnachtsmann ist ein anderer.

Sankt Nikolaus hält bezeichnenderweise als Schimmelreiter seinen Umzug, wie in heidnischen Zeiten Wuotan zur Zeit der Wintersonnenwende. Wuotan ist der „Ruhmumglänzte" — hrued perat — daher Knecht „Ruprecht". Im Weihnachtsmann ist Wuotan lebendig, der zur Zeit der Wintersonnenwende mit seiner göttlichen Gemahlin herabstieg von der Himmelsburg, um die Menschenerde zu besuchen. Er ist auch versteckt in der Gestalt des heiligen Nikolaus und des Knechtes Ruprecht, die ihm selbst Wegebereiter geworden, im übrigen aber durchaus gleich sind. Im Himmelspförtner und Wettermacher Petrus lebt der Donnergott Donar weiter, im „Springerlein" hängt am Christbaum Wuotans achtfüßiger Schimmel, der schnelle Sleipnir. Die Sonnenkringel und Sterne künden den Sieg der Sonne über die Nacht des Winters: Urväter Glauben und Sitte grüßt uns aus der ewig grünen Tanne noch nach zweitausend Jahren! Aus der innigen Verbindung germanischen und christlichen Glaubens entstand uns das schönste deutsche Fest: die heilige Weihnacht!

Dr. Ludwig Roth

Und hast du Weihnachten nicht mehr,
Nimm einen Zweig von Tannengrün
Und laß ein Lichtlein darauf glühn
Und such nicht lange hin und her.

Von Gottes großer heiliger Ruh
Gebraucht der Mensch sein heimlich Stück,
Taucht in All-Ewigkeit zurück - -
Und dieses Stücklein brauchst auch du.

Horch! Kinderstimmen klingen fern!
Das Lichtlein zuckt im leisen Wind.
Du fühlst dich selber wieder Kind
Und wie auf einem seligen Stern . . .

Hermann Claudius

Das badische Steinkohlengebiet

Von Eugen Singer

Um in das Kohlengebiet zu gelangen, wandert man von Offenburg den Kinzigdamm aufwärts, am großen Teich vorbei bis zum Neubachgraben, dann auf einem schmalen Wiesenweg zum Bellenwald, an dessen Rand entlang bis zum Hagenbachtälchen. Die alte Steinkohlengrube in der Nähe des Rüttihofs an der linken Talseite bleibt unbesucht und man erreicht in einer knappen halben Stunde das hintere Hagenbachtal. Hier am Bellenwald findet sich hauptsächlich der schieferige Gneis mit vorherrschendem Glimmer und außerordentlich zahlreichen Ablagerungen körniger Granite, die besonders bei Berghaupten weit verbreitet sind und das unmittelbar Liegende der Steinkohlenbildung formen. In der Nähe des wichtigen, mitten im Walde gelegenen Wegkreuzungspunkts Barack, zwischen zwei aus der Talwand hervorspringenden Bergkuppen befindet sich der erste bedeutende Bergwerksschacht, der im Jahre 1830 angelegt wurde und nahezu eine Tiefe von 320 Meter erreicht.

In der nächsten Umgebung von Barack und am Wege nach dem Kohlenbergwerk Berghaupten treten die Kohle führenden Gesteine offen zutage. In den mehr oder weniger tief eingeschnittenen Holzabfuhrwegen kann man die reine Kohle aus den Abhängen herausbrechen. Die Kohle ist

Abdruck eines Schmelzschuppenfisches
aus der Steinkohlenzeit

natürlich sehr weich und verwittert, fast erdig, so daß sie sich in der Hand zerdrücken und zerreiben läßt. Beim Verladen und Versenden zerfällt die Kohle leicht in kleine Brocken und Grieß. Nur die in der Tiefe gewonnene Kohle ist besser. Sie gehört nämlich zur besten Sorte der Steinkohle, zu den Anthraziten.

Gerade in den Hohlwegen kann man genau den steten Wechsel von Kohlensandstein, Tonstein und Schieferton beobachten. Geradeso wechseln auch im Berginnern diese Gesteinsfolgen untereinander ab und bilden zuweilen 100 bis 300 Meter mächtige Schichtenfolgen, in welchen die zahlreichen Kohlenflöze eingebettet sind. Die einzelnen Flöze sind sehr verworfen, verschoben, zerdrückt und stark verbogen, zerfallen in kleinere oder größere Kohlennester, sogenannte Trümmer oder bildlich ausgedrückt, das Gestein, der Lehm, Ton und die Kohlen bilden ein mehrfaches Durcheinander. Es müssen daher die Kohlenflöze erst gesucht und dann ihrer Lage entsprechend mit vieler Mühe und bedeutenden Kosten abgebaut werden. Ein planmäßiger, regelrechter Abbau der Kohlen konnte eigentlich nie recht durchgeführt werden. Das Steinkohlenvorkommen Diersburg—Berghaupten läuft, wie die mannigfachen Feststellungen bei der Kohlenförderung ergaben, gleich einem schmalen Band, von Granit und Gneis begrenzt, in westöstlicher Richtung von Diersburg bis gegen Berghaupten hin. Die einzelnen Stollen sind seit Jahren außer Betrieb, zum Teil ganz zugeschüttet, nachdem die meisten, tieferen Schächte im Grundwasser ersoffen sind.

Stammstück eines Siegelbaumes der Steinkohlenzeit
(Höhe des Baumes bis 40 Meter, Umfang bis 6 Meter)

Bei dieser regellosen Lagerung der Kohlenflöze und des unter ungeheuerem Druck befindlichen, brüchigen Nebengesteins ist der Bergbau mit manchen Schwierigkeiten und wegen der beständig im Laufe zu haltenden Such- und Forschungsarbeiten mit nicht geringen Kosten verbunden.

Bei Barack wurde vor etwa 300 Jahren die erste Kohlengrube erschlossen. Rheinische Bergleute, die nach Diersburg berufen worden waren, um einen sogenannten Gesundbrunnen aufzudecken, suchten in der Umgegend auf gut Gelingen nach Metallen und stießen hierbei in der Gegend von Barack auf die Kohlenadern.

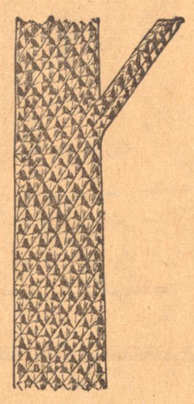
In den Zeiten der schweren Not, nach Kriegsende, betrieb eine Mannheimer Großindustrie, die Spiegelmanufaktur, das Kohlenbergwerk bei Berghaupten, im sogenannten Himmelreich. Die Förderung der Kohle war ziemlich ergiebig, obwohl der Betrieb mit einfachen Hilfsmitteln erfolgte. So stand über dem Eingang des nicht allzutiefen, senkrecht in die Tiefe führenden Hauptschachts eine starke Holzwinde auf zwei Böcken. An Seilen hängend wurden die großen Holzkübel in den Schacht hinuntergelassen und gefüllt wieder heraufgezogen. Bedient wurde das ganze Triebwerk von zwei Männern, während im Schacht und in den Seitenstollen insgesamt nur 6 Männer arbeiteten. Die Aufsicht führte ein Obersteiger, der auch die Kohlenmengen vermerkte.

Einzelne Schichten des Tonschiefers weisen Abdrücke verschiedener Pflanzenreste auf, doch sind gut erhaltene Stücke selten. Stücke von Sigillaria und Lepidodendronarten findet man dagegen häufiger. Auch Abdrücke von Blattfarnen und Calamiten kommen vor. In dem Schutt an den Halden konnte man allerlei Stücke von Pflanzenresten finden. Es ist ein eigenartiges Gefühl, diese Reste einer längst ver-

Stammstück von Kalamites
(Schachtelhalm)

sunkenen Welt in der Hand zu halten. Wird doch von den Fachgelehrten behauptet, daß die soeben genannten Pflanzen jener Welt Bäume bildeten von 20 Meter Höhe und darüber.

Andere ebenfalls nachgewiesenen Pflanzen sind die Sigillaria-Siegelbäume aus der mittleren Steinkohlenbildungszeit mit meist einfachem zuckerhutähnlichem Stamm, gekennzeichnet durch die in Längsrinnen angeordneten sechseckigen Blattnarben, welche die ganze Oberfläche des Stammes gleichmäßig bedecken und dem Auge wie mit einem Siegelring eingepreßten Abdrücke erscheinen. Auch die Lepidodendron-Schuppenbäume, baumförmige Bärlappengewächse verdanken ihren Namen den rautenartigen, in Schrägzeilen



Stammstück eines Lepidodendrenbaumes (Bärlappengewächses) der Steinkohlenzeit. (Diese Bäume wurden 30 Meter hoch und hatten 4 Meter Umfang)

angeordneten Blattnarben auf der ganzen Oberfläche. Die Calamiten hatten große Aehnlichkeit mit unseren Schachtelhalmen. In der Steinkohlenbildungszeit waren diese Pflanzen gewaltige Waldriesen. Calamiten — Rotang, schilfähnliche oder lianenartige hochkletternde Palmenart, von oft riesiger Höhe mit 1—3 Zentimeter dickem Stamm gibt es noch heute in den Tropen, hauptsächlich aber in Indien. Die Ueppigkeit des Pflanzenwuchses muß zur Steinkohlenzeit eine fast unglaubliche gewesen sein. Diese Tatsachen bezeugen uns am besten die große Anzahl und die Mächtigkeit der Kohlenlager auf der ganzen Welt, von einem Pol zum andern.

Halten wir in Gedanken eine kleine Rundschau, so tauchen vor unserm Blicke unendlich weite sumpfige Landschaften auf. Hohe Baumriesen ragen in den sumpfigen Wäldern zum ewig dunstigen Himmel empor, von welchem die Sonne nur matt und trübe herunterblickt, verschleiert durch die schwere Dunsthülle der Atmosphäre.

Kaum irgend ein anderer Ton unterbricht die unheimliche Stille als das Krachen morscher Baumstämme, die in das Wasser der Sümpfe niederbrechen. Mit diesem Versinken haben die Bäume ihre Aufgabe erfüllt.

Wir können uns von diesem Vorgang ungefähr ein Bild machen, wenn wir das Alter der Erde auf zwei Milliarden Jahre schätzen. Ueber das Alter der Erde hat nämlich der Professor der Chemie in Berlin-Dahlem, Dr. Otto Han, Untersuchungen angestellt und gefunden, daß das wahre Alter unserer Erde auf etwa zwei Milliarden Jahre geschätzt werden muß, also viel höher ist, als man bisher angenommen hat.

Wir kommen nun zu der Frage, wie die ungezählte Generationen umfassenden Pflanzenanhäufungen in das Innere der Erde gelangten. Die Kohlenlager, Flöze genannt, bilden flache, plattenförmige Schichten, die jeweils durch eine Schieferton- oder Sandsteinschicht von der nächstgelegenen Schicht getrennt sind. Die das Kohlenflöz überdeckende Gesteinsschicht wird als das Hangende und die unter demselben liegende Schicht als das Liegende des Kohlenflözes bezeichnet. So oft nun ein Kohlenflöz mit der es bedeckenden Gesteinsbank abwechselt, muß eine üppige Pflanzenwelt untergegangen sein.

Die verworfene, verschobene und unterschiedliche Lage der Kohlenflöze bei Diersburg und Berghaupten läßt vermuten, daß die Pflanzen, aus welchen die Steinkohle gebildet wurde, überhaupt nicht an der Stelle dem Boden entsprossen, an der wir heute ihre zerstreuten Reste in Gestalt von zerrissenen Kohlenflözen in der Erde eingelagert finden. Zudem Kohlenablagerungen auch bei Badenweiler, Lenzkirch, Neuenweg, Schönau, Baden-Baden, Oppenau, Geroldseck und Hinterohlsbach entdeckt wurden. Es erweckt vielmehr den Anschein, als ob diese vorweltlichen Pflanzen angeschwemmt wurden. Gewässer trugen große Schutt- und Geröllmassen herbei und überdeckten die Pflanzen bezw. die Baumstämme. Andererseits liegt auch die Möglichkeit vor, daß zur Steinkohlenzeit bei Diersburg und Berghaupten ein kleines Becken bestanden hat, das aber schon zu Beginn der Kohlenzeit ganz ausgefüllt oder auch durch seitlichen Druck gehoben wurde. Infolge dieses starken Druckes und des ungeheuren Gewichtes wurde der Verkohlungsvorgang im Erdinnern erheblich beschleunigt. Daher kommt es auch, daß die Pflanzenabdrücke Verzerrungen erlitten haben und selten schöne Stücke zu finden sind. Immerhin, wer sich im geologischen Aufbau unserer Heimat auskennt, nimmt bei einem Aufsuchen der Gegend um Diesburg und Berghaupten viel Wissenswertes mit nach Hause.

Eine steinzeitliche Volksburg auf dem Munzinger Berg

Auf der höchsten Höhe des Tuniberges über Munzingen und Oberrimsingen, wo heute nur Reben stehen, da herrschte vor tausenden von Jahren reges Leben. Ein Dorf stand dort. Aber der Bauer, der jetzt „auf dem Berg" sein Feld bestellt, weiß nichts davon und auch in den ältesten Urkunden steht nichts darüber geschrieben. Trotzdem ist es aber möglich aus einer so fernen Zeit Kunde zu erhalten, und das verdanken wir erstens dem Boden, der ihre Reste bewahrt hat und zweitens der Wissenschaft, die diese Reste zu heben und zu verwerten versteht.

Das Museum für Urgeschichte der Universität Freiburg (Prof. Dr. Kraft und Wagner und Stroh), hat während vier Wochen Ausgrabungen veranstaltet, die einen Teil des Dorfes erforschten und uns sehr interessanten Aufschluß gegeben haben über das Leben der Menschen, die in jener weit zurückliegenden Zeit den Breisgau und das Markgräfler Land bewohnten. Es ist die sog. Jüngere Steinzeit (Neolithikum, um 2000 vor Chr.).

Die aus Holz gebauten Häuser haben nur schwache Spuren hinterlassen, und die wurden schon mit dem ersten Weinbau gründlich zerstört, geblieben sind aber die Spuren der Feuer- und Vorratsgruben. Sie wurden damals 0,80—1,30 Meter tief ausgehoben und als Kochgruben benützt. Hatten sie nach einiger Zeit ausgedient, so füllte man sie allmählich mit allerlei Abfall auf: Knochen, zerbrochene Tongeschirre und unbrauchbar gewordene Werkzeuge aus Knochen, Horn und Stein, denn Metalle jeder Art waren noch unbekannt. Die massenhaft weggeworfenen Knochen zeigen eindringlich welch hohe Bedeutung dem Haustier neben der Jagd schon zukam. Da ist zunächst der Hund als ältester Hausgenosse des Menschen, dann mit der größten Häufigkeit Rind und Schwein und in geringerer Zahl Schafe und Ziegen. Sicherlich wurde die Schafwolle schon zu wärmender Kleidung verarbeitet und man hatte es nicht mehr nötig sich nur mit rohen Fellen zu umhüllen. Gleich der Viehzucht stand auch der Ackerbau schon auf einer entwickelteren Stufe. Häcksel, der unter dem Lehmverputz der Häuser gemischt wurde oder Spelzen die beim Töpfern an den Gefäßen kleben blieben verraten uns was die Bergbewohner anbauten, das sind mehrere Weizenarten, Gerste und Hirse, die sowohl als Brei wie als Brot genossen wurden. Als Beikost kannte man schon einige Gemüse und einfachere Obstsorten, die allerdings nur selten und unter günstigsten Bedingungen erhalten sind.

Sehr interessant ist das Arbeitsgerät, das aufs Beste dem gewünschten Zweck angepaßt ist und sich dadurch nicht wesentlich von unseren heutigen Geräten unterscheidet. Es gibt Messer und Pfeilspitzen aus Feuerstein, Beile aus Stein, mit denen man recht gut arbeiten kann. Aus Knochen macht man Nadeln, Pfriemen, auch Angelhaken und mancherlei Schmuck.

Eine besondere Ueberraschung bedeutet die Entdeckung eines Grabes, denn die Grab- und Bestattungssitten lassen uns den tiefsten Einblick tun in das Denken des vorgeschichtlichen Menschen. Das Skelett lag am Boden einer Wohngrube, die infolge ihrer besonderen Größe (2,70 Meter tief) vielleicht als Winterwohnung anzusprechen ist. Eigenartig ist die Sitte, den Verstorbenen in seinem Hause zu begraben und zwar in der Art des sogenannten Hockers, d. h. der Tote liegt auf der Seite in hockender Stellung, was davon herrührt, daß man ihm die Oberschenkel an den Körper angebunden hatte. Die zugrunde liegende Vorstellung dürfte etwa die sein, daß der Verstorbene weiterlebt und noch einen gewissen Anspruch hat auf sein früheres Eigentum, daher die Bestattung im Hause. Um ihm aber die Möglichkeit des Wiederkommens zu nehmen, schnürt man ihn kräftig zusammen.

Warum wohnten nun eigentlich jene Menschen oben auf dem wasserlosen Berg, wo sie doch unten auf der Mengener Brücke genügend Siedlungsraum hatten? Naheliegend war der Gedanke, daß sie da Schutz suchten und in der Tat führte eingehende Beobachtung des Berges zur Auffindung eines Befestigungsgrabens, der die Aufgabe hatte, an der engsten Stelle, wo leicht Feinde vom nördlichen Tuniberg aus angreifen konnten, die nötige Sicherheit zu schaffen. Offenbar herrschten sehr ernste Zeiten, denn etwa gegen wilde Tiere oder kleine feindliche Banden hätte man sich nie die Mühe gemacht einen Graben von 6 Meter Breite, 3 Meter Tiefe und wohl über 100 Meter Länge anzulegen. Dem Graben entsprach in damaligen Zeiten ein Wall, der aus dem Aushub des Grabens aufgeworfen wurde und in seiner Höhe etwa der Tiefe des Grabens entsprochen haben wird, vielleicht unter Einschluß einer Palisadenbrustwehr, womit eine Höhendifferenz von 6 Metern erreicht war, ein für die damalige Kriegskunst sehr schwieriges Hindernis. Unerläßlich für das Verständnis einer solchen Anlage ist die Kenntnis von der Anlage des Tors, d. h. eines Uebergangs über den Graben. Bei ähnlichen Festungen des Mittelrheins war immer nach kurzer Strecke eine Erdbrücke stehen gelassen, der eine Lücke im Wall entsprach, d. h. ein Tor, das im Ernstfall verrammelt wurde. In unserem Falle konnte keine Erdbrücke festgestellt werden, so daß man gezwungen ist mit dem bis jetzt einzigartigen Fall von Holzbrücken zu rechnen. Solche Holzbrücken hatten den Vorteil, im Kriegsfall rasch entfernt werden zu können und damit der Gesamtlage erhöhte Sicherheit zu bieten.

So hat diese kurze Ausgrabung unsere heimatgeschichtlichen Kenntnisse um ein mächtiges Stück gefördert. Die Kosten trug im wesentlichen die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, die Funde kommen in die vorgeschichtliche Abteilung der Städtischen Sammlungen. Was aber haben diese Ergebnisse im Gesamtbilde der Geschichte zu bedeuten? Da ist als erstes zu sagen, daß solche steinzeitlichen Höhensiedlungen in Oberbaden sehr häufig sind; im Breisgau nenne ich Herbolzheim, Kenzingen, Ihringen, Ehrenstetten, Ebringen, Nieder-Eggenen, Lörrach, Herten, Degerfelden. Die auf dem Munzinger Berg ist die erste, von der wir nun genaueres wissen, vor allem wissen, daß es sich um eine befestigte Siedlung, eine Volksburg, handelt. Solche Volksburgen sind anderwärts schon früher untersucht worden, als erste die auf dem Michelsberg bei Untergrombach bei Bruchsal; weiter rheinabwärts bei Urmitz am Rhein bei Koblenz eine Anlage von 100 Hektar Inhalt; im Ries ist der Goldberg bei Nördlingen zu nennen. In allen Fällen war nicht nur die Anlage von gleichem Schlag, auch andere kulturelle Hinterlassenschaften wie Keramik, Bestattung, Herdgruben entsprachen sich völlig; es handelt sich also um eine geschlossene Kultur, die man nach ihrem ersten Fundplatz die Michelsberger Kultur heißt. Sie ist aber nicht auf Südwestdeutschland beschränkt, auch in der Nordschweiz, in Frankreich und in Südengland findet sie sich, und wo man Ausgrabungen veranstaltet hat, hat man immer wieder dieselben Kulturelemente gefunden. Da wir zur selben Zeit in Mittel- und Norddeutschland ganz abweichende Kulturen kennen, und anderswo wieder andere, so ist klar, daß hinter diesen Kulturen verschiedene Völker stehen. Solche Volksburgen legen keine Horden an, sondern Völker, mit geschlossener politischer Organisation und ausgebildeter Kriegstechnik. Die damaligen Bewohner Europas standen also schon turmhoch über den Australnegern und Indianern unserer Tage.

Die kulturgeschichtlichen Befunde erfahren eine Bestätigung durch die Untersuchung der Skelette auf ihre Rassenzugehörigkeit. Die Schädel von Michelsberg selbst sind zwar beschädigt, gehören aber nach Schliz mit ihrer Länge und Feingliedrigkeit der mediterranen Rasse zu. Das Skelett vom Munzinger Berg ist dank seiner tiefen Lagerung (2,50 Meter!) gut erhalten. Um es in aller Ruhe im Laboratorium untersuchen zu können, wurde es eingegipst und so nach Freiburg geschafft, wo allmählich eine stattliche Reihe von solchen frühgeschichtlichen Skeletten der Untersuchung warten.

Durch eine zusammenfassende Untersuchung der Kulturverhältnisse in der Jungsteinzeit und Bronzezeit ist man zu dem Ergebnis gekommen, daß die Michelsberger Kultur einem Volk angehört, das nicht zu den Indogermanen gehört. Diese saßen damals in Mittel- und Norddeutschland und drangen von da erobernd nach Südwesten und Südosten vor. Und es ist so gut wie sicher, daß diese Volksburgen der Michelsberger Kultur den Zweck hatten, sich dieser nordischen Eindringlinge zu erwehren. Es ist ihnen nicht gelungen, die Indogermanisierung des Rheingebietes ist trotz allen Widerstandes erfolgt. Und diese Anlagen wie die Munzinger Volksburg veranschaulichen, welch harte Kämpfe es gekostet hat.

Der Acker

Von Hermine Maierhenser

Still muß ich liegen, auf dem Grunde still,
Muß Regen trinken, wann die Wolke will,
Muß dörren in der Sonne Glut und Brand,
Bin hingegeben ganz in Gottes Hand.
Der Schwalbe flug zuckt schattenhaft daher.
Ein Rabe krächzt und hebt die Flügel schwer.
Das Mäuslein pfeift, und der Libelle Gold
Ist schillernd, wie der Schlange Haut, die rollt
Doch bald als Staub in meinen Schoß und Grund.
Das Häslein birgt sich zitternd vor dem Hund
In meinen Furchen, und des Feldes Huhn
Kann still bei mir zur Lieb- und Brutzeit ruh'n.
Es wirkt in mir klein Ackersmann der Wurm,
Mich streichelt sanft der Wind, mich peitscht [der Sturm.
Und was im All auch kriecht und fliegt und lebt,
Ist mir geschenkt, verfallen und verweht.
Das Unkraut holt zum Blüh'n bei mir sich Kraft,
Und Korn und Kraut stets neu aus mir sich schafft,
Und alles, alles sucht bei mir sich Ruh,
Zu neuem Leben deck den Keim ich zu.
Ich bin das Leben!
Auf dem Grunde still,
Trink ich den Regen, wann die Wolke will,
Und dörre aus in Sonnenglut und -brand.
Land Gottes bin ich, ew'ges Menschenland!

Das badische Ballett in BERLIN

Elfriede Suhlmann und Emil Michulla in „Lohengrin"

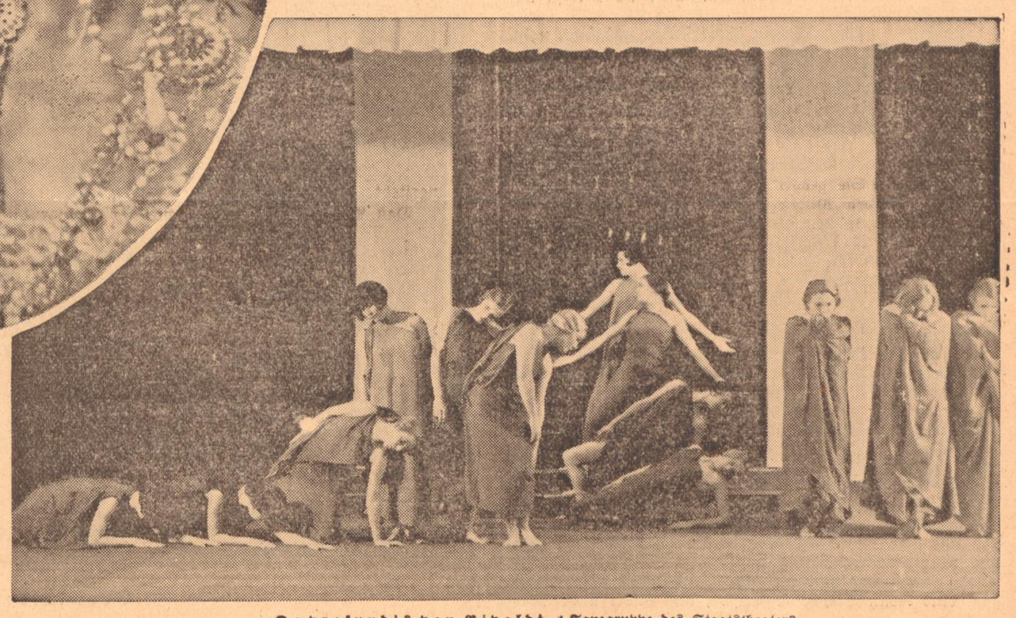
Ungarischer Tanz

Choreographie aller Tänze: Valeria Kratina

Die Tanzgruppe des Badischen Staatstheaters Karlsruhe unter Leitung von Valeria Kratina wird in der Zeit vom 2. bis 9. Dezember in Berlin bei den Deutschen Tanzfestspielen mitwirken. Valeria Kratina, die seit September 1933 die Tanzgruppe des Badischen Staatstheaters leitet, blickt nicht nur auf eine erfolgreiche Tätigkeit an den ersten deutschen Opernbühnen zurück (Breslau, Karlsruhe und Gastspiele in Wien und Berlin), sondern kann auch auf eine langjährige Erfahrung als Leiterin der Schulen in Hellerau bei Dresden und in Hellerau-Laxenburg bei Wien auf dem Gebiete des modernen Ausdruckstanzes zurückblicken. Das besondere Kennzeichen der Tanzinszenierungen von Valeria Kratina ist das Bestreben, die Bewegung ganz aus dem Geiste der Musik herauswachsen zu lassen. Bei den Deutschen Tanzfestspielen zeigt Valeria Kratina mit der Tanzgruppe des Staatstheaters nunmehr erstens eine Folge von 7 Brahms-Walzern (getanzt von 10 Tänzerinnen). Die sieben Walzer sind dadurch zu einer geschlossenen Einheit verbunden, daß jeweils die Schlußstellung des vorhergehenden zur Schlußstellung des nachfolgenden Walzers wird. Im Gegensatz zu dieser rein tänzerischen Ausdeutung der Musik zeigt Valeria Kratina in der zweiten Gruppenkomposition eine heitere Tanzpantomime nach der Musik „Scarlattiana" von Casella, die durchaus in das Gebiet des Theater-Tanzes gehört. Von der vielseitigen Arbeit, die Valeria Kratina als Ballettmeisterin des Badischen Staatstheaters geleistet hat und leistet, können diese beiden Tanzschöpfungen nur einen kleinen, aber charakteristischen Ausschnitt bieten. Wir sind aber überzeugt, daß sie in Berlin die Achtung vor dem Können in der Provinz steigern werden.

Robert Mayer und Margot Hermes im Aphantafresken

Brahmswalzer / Tanzgruppe des Staatstheaters



De profundis von Vivaldi / Tanzgruppe des Staatstheaters

Die Probe

Eine Komödiantengeschichte / Von Paul Ernst

Violette liebt mit ihrem ganzen Temperament Cinthio, und sie hat sehr viel Temperament. Cinthio sitzt ihr zu Füßen, spielt die Laute, hört mit dem Spiel auf, seufzt und spricht: „Der Schnee deines Busens macht den Schnee eifersüchtig, in welchem der Heilige Vater seinen Wein kühlt." Sie errötet, lacht und sagt: „Du schmeichelst, Cinthio, aber das gefällt mir." Die andern Schauspieler erzählen, daß sie des Nachts aufsteht, die Oellampe anzündet — sie besitzen eine Lampe, die Verschwender! — sie neben das Lager stellt und den schlafenden Cinthio verliebt betrachtet, indem sie flüstert: „Er ist so schön! wie bin ich glücklich, daß Cinthio mich liebt!" Sie liebt so, daß nicht nur das ganze Theater über sie spricht, sondern auch das Publikum. Eine verwitwete Contessa, welche ein Lehrgedicht über die Erbsünde gedichtet hat und jedes Jahr die tugendhafteste Putzmacherin von Rom ausstattet, läßt sie zu sich kommen; die Contessa hatte eigentlich noch einmal heiraten wollen, aber da ließ sich ihr Sohn aus Malice einen langen Bart wachsen, und so ging die Partie wieder zurück. Die Contessa ermahnt sie, tröstet sie, weint; Violette wird so gerührt, daß sie mitweint; die Beiden geben sich die Hände, fallen sich in die Arme, küssen sich, schwören, daß sie tugendhaft bleiben wollen. Schluchzend steigt Violette die breite Marmortreppe hinunter; auf der Straße erwartet sie Cinthio, verlegen an den Nägeln kauend; sie nimmt seinen Arm, trocknet sich mit dem gemeinsamen Taschentuch die Augen und sagt: „Du bist ein Verführer, wir haben über meine Sünden geweint." Cinthio ist betreten und stottert: „Ich bin ein Verführer?" Dann aber steckt er die freie Hand in die Hosentasche, pfeift und macht Violetten auf ein hübsches Mädchen aufmerksam, das vorbeigeht und ihm einen schmachtenden Blick zugeworfen hat. Violette reißt sich von ihm los, hält ihre Hände kampfbereit und ruft: „Ich kratze dir die Augen aus." Er nimmt schnell die Hand aus der Tasche und sagt: „Es war ja doch nur ein Scherz." „Solche Scherze liebe ich nicht", erwidert sie bestimmt, nimmt wieder seinen Arm mit einem Ruck und führt ihn weiter. Er läßt sich führen; dazu kann er nichts, er ist nun einmal ein Mensch, der sich führen läßt.

Solange es ein Theater gibt, ist es noch nie vorgekommen, daß ein Schauspieler einen andern in ein besseres Engagement empfohlen hat. Es soll gelegentlich geschehen sein, daß er ihm ein schlechteres verschaffte. Mezzetin ist der erste, der dieses alte Herkommen bricht. Cinthio kommt nach Hause, geht im Zimmer auf und ab und ruft: „Mein Talent kann sich hier nicht entwickeln. Ich bekomme keine Rollen. Ich gehe hier künstlerisch zugrunde. Rom ist für mich ein Capua." Verdrießlich sagt Violette: „Der Direktor ist ein Geizhals. Du stehst überhaupt noch nicht im Vorschuß. Andern gibt er immer, wenn sie kommen. Aber du bist nur zu anständig. Du hättest mich gehen lassen sollen." „Vorschuß! Wer spricht von Vorschuß! Um meine künstlerische Zukunft handelt es sich hier!" erwidert Cinthio. „Ich habe einen Antrag nach Palermo. Der Direktor ist hier. Er will gleich abschließen. Er hat mit Mezzetin gesprochen, und Mezzetin hat mich ihm so empfohlen, daß er mich gar nicht ansehen will."

Violette erhebt sich, bindet sich den Rock fest; es ist sehr heiß, und sie hatte es sich etwas luftig gemacht; dann tritt sie still vor ihn hin und tippt sich mit dem Zeigefinger an die Stirn. „Was bedeutet das?" fragt Cinthio; „der Kontrakt ist fertig, ich brauche nur zu unterschreiben." „Der Direktor muß ebenso dumm sein wie du", erwidert Violette. „Wenn er einen Künstler bekommen kann, wie ich bin! . . ." ruft Cinthio. „Wenn Mezzetin dich lobt, so muß er doch einen Grund haben", erwidert ihm nüchtern Violette. „Der Grund sind meine Leistungen", antwortet Cinthio; aber da fragt ihn Violette: „Mezzetin ist doch ein besserer Schauspieler als du, würdest du denn Mezzetin loben, wenn ein Direktor sich bei dir nach ihm erkundigte?" Cinthio schweigt.

Violette besitzt ein Stück Spiegelglas. Das stellt sie im Fensterbrett auf, besieht sich, ordnet ihr Haar das etwas struppig aussieht, wirft Cinthio einen schrägen Blick zu und sagt: „Weißt du, weshalb Mezzetin dich fort haben will? Weil er in mich verliebt ist!" „Der Schurke!" donnert Cinthio. Es ist also nicht mehr die Rede von dem Engagement in Palermo.

Liebespaare haben bekanntlich stets irgendwelche besondere Beziehungen zu Dingen, Orten oder Menschen, von denen andere Leute nichts wissen; das eine kann etwa das Lachen nicht zurückhalten, wenn von einem Sofa die Rede ist, das andere wird ohne Grund rot, wenn man von einer Rasenbank spricht, oder es kichert, wenn man einen Konditor erwähnt. Eine solche Beziehung hatte unser Paar zu der Quelle der Nymphe Egeria. Man weiß, daß diese Quelle weit draußen vor dem Tore liegt und daß man wohl eine Stunde auf einem sehr sonnigen Wege großenteils zwischen hohen Mauern gehen muß, wenn man sie erreichen will. Uns Nordländern erscheint ein solcher Weg ja nicht so schlimm, ein Italiener aber hält ihn für eine fabelhafte Anstrengung. Violette hängt sich also um Cinthios Hals und bettelt: „Wir wollen wieder einmal an der Quelle der Nymphe Egeria sitzen, weißt du, wie damals." Cinthio macht ein verlegenes Gesicht; er hat kein Geld für einen Wagen, noch nicht einmal für einen Esel; Violette lacht und sagt schmollend: „Du liebst mich eben nicht mehr"; dem guten Cinthio fällt keine weitere Liebesbeteuerung ein, und so muß er denn versprechen, den Wunsch zu erfüllen. Er hat Probe; Violette findet, er kann nicht verlangen, daß sie mit ihm in der Mittagsglut auf der schattenlosen Straße wandert; die Straße ist nämlich so gelegt, daß gerade zu Mittag die Mauern nicht einen Fußbreit Schatten geben. Er verlangt das auch nicht und ist damit einverstanden, daß sie am Vormittag geht, Brot, Käse und einen kleinen Fiasco Wein mitnimmt und ihn erwartet.

Also Violette zieht sich um, sie zieht ihr bestes Kleid an; Cinthio glaubt, daß der Weg sehr staubig ist und dem Kleid schaden wird; sie sagt zärtlich: „Ich will doch schön sein für dich", und da kann er nun freilich nichts erwidern; er macht sich fertig und geht zur Probe.

Die Probe ist für Cinthio sehr unerfreulich; der Direktor behauptet, eher wolle er auf einem Schweineschwanz Flöte blasen, als ihn zu einem Schauspieler machen; ein Theaterarbeiter tröstet ihn freilich und sagt, daß da der Neid mitspreche, dann borgt er ihn um zwei Soldi an; aber Cinthio macht sich jedenfalls recht verstimmt auf den Weg.

Die Sonne brennt unbarmherzig zwischen den hohen Mauern, der Staub wirbelt durch seine Fußtritte hoch, die Zunge klebt ihm am Gaumen, der Schweiß dringt ihm durch Hemd und Rock. Seufzend denkt er daran, wie gut es jetzt die Andern haben, welche zu Hause sein können, Rock und Hose ausziehen und sich schön kühl im Hemd auf ihr Bett legen dürfen. Endlich tritt er aus den hohen Mauern heraus, die Campagna liegt vor ihm, er sieht die Bäume, welche die Quelle umstehen; nun späht er, ob er Violettens rotes Kleid zwischen den Bäumen

Volk an der See

Ein Nordsee-Roman von Ferdinand Zacchi

Dann sagt der Pastor: „Sieh, wir gehen in einer Spur. Wir pflügen beide, und wir werfen beide Saat. Wer es leichter dabei hat, mag der liebe Gott wissen.

„Ja, das ist wohl so, Herr Pastor. Aber wir sind doch zwei ganz verschiedene Menschen. Sie haben es durchgesetzt, daß der unselige Weg vom Festlande hier zu uns herübergelegt wurde; ich will meine ganze Kraft dafür einsetzen, daß ein Deich um unser Land errichtet wird. Wir wollen sehen, wer von uns beiden das ‚landfest' am besten versteht! Sehen Sie, Herr Pastor, ich wollte nach der Konfirmation so gerne zur See. Da wurde Mutter krank, und ich blieb erstmal bei Vater in der Arbeit des Hofes. Nun will mein Vater, daß ich zur See gehe, aber nun will ich nicht mehr. Ich will helfen, unser Land wirklich fest zu machen. Es ist da vieles im Abtreiben, vieles im Anschwemmen, Herr Pastor. Da muß ein Deich errichtet werden! Mit dem letzten Gespann müssen wir ins Geschirr. Rüm Hart, klar Kimming — steht in unserem Wappen. Sehen Sie, Martin Luther, der hat auch so einen Deich aufgeworfen gegen die falsche fremde Flut, die in unseren Glauben eindringen wollte. Wir sind viel zu wenig lutherisch, meine ich. Ja, das ist so..."

Sie gehen wieder eine ganze Weile stumm in der Furche nebeneinander her, der kleine Pastor Martin Grell und der große Bauernsohn Harald Hillig. Was sind das für Worte von einem jungen Menschen, der kaum von seiner Insel heruntergekommen ist, denkt der Kleine. Der Große aber denkt: Nun muß er mir doch beispringen, wenn er ein Kerl ist!...

Da antwortet Pastor Martin Grell: „Das ist ein dummes Gerede, Harald Haraldsen! Sagen die Leute etwa, ich hätte den Damm gebaut?"

„Ja, das sagen sie! Wenn Sie damals nicht so heftig dafür agitiert hätten, wäre dieser Weg ins Unglück niemals gelegt worden, das sagen die Leute. Und sehen Sie es nicht alle Sonntage in Ihrer Kirche, Herr Pastor? Es wird von Monat zu Monat weniger. Die Männer sagen, es ist nur Schnack; und die Frauen allein sind auch keine Gemeinde. Nun sind auch noch die Gottesstürmer hier herübergekommen. Das alles liegt auf Ihrem Gewissen."

Da bleibt Pastor Martin Grell stehen und sagt, nein, schreit noch einmal: „Das ist ein dummes Gerede! Ich soll schuldig sein an der Not unserer Zeit? Hier auf dieser Insel ist es schon seit jeher wild und unchristlich zugegangen! Die Steine auf dem Kirchhof reden ja eine deutliche Sprache. Da ist — —"

„Was sagen Sie da?!" unterbricht der Bauernsohn. „Unser Volk hier draußen soll wild und unchristlich gewesen sein von jeher? Nein, nein, das ist nicht wahr! Unsere Vorfahren waren aufrechte Menschen von innen und außen; sie haben freilich das Wort ‚Heiland' und ‚gläubig' nicht so leichtfertig in den Mund genommen, aber sie standen rechtschaffen zu den alten Geboten Gottes. Sie fuhren auf das Meer hinaus mit der Bibel an Bord, sie bestellten ihren Acker mit der Bitte ‚Gib uns unser täglich Brot' im Herzen; sie wußten nichts von dem sündigen Treiben jener Welt, die drüben anfängt, wo die Eisenbahn durch das Land rennt. Unser Volk stand unsichtbar unter Gottes Hand, und es wurde erst anders, als die Fremde über uns kam. Aber wir werden wieder zu uns zurückfinden. Aus der Tiefe unseres eigenen Wesens bricht die Kraft zu unserer Rettung auf. Wir wollen unsere alte friesische Sprache und Tracht nicht eintauschen für den Tand und Flitterkram der Fremde. Wir wollen unsern einfachen Gottglauben nicht verdrängen lassen vom Monismus einer armen Diesseits-Welt und auch nicht vom kleinen Sektengeist, der aus der Lehre Christi ein Krämergeschäft machen will. Wir wollen frei sein und frohgemut allem Menschlichen gegenüber, aber still und demütig vor dem Ewigen. Und wenn Sie, Herr Pastor, uns dabei nicht Vorbild und Führer sein können, dann werden unsere Menschen hier draußen Sie verlassen und die Kirche wird zu einem Versammlungsraum für ein paar alte Frauen, aber nie und nimmer zur Stätte des Geistes eines Martin Luther."

Sie gehen noch einmal eine Weile stumm in der aufgebrochenen Furche nebeneinander her, dieser einfache Junge mit dem brennenden Herzen und der kluge, gelehrte Mann mit dem harten Blick.

Und dann sagt der Kluge zu dem Einfachen: „Du bist ein Narr, bist du! Woher nimmst du das Recht, so zu reden?! Du, der du nicht einmal in deiner Einsegnungsstunde das heilige Sakrament bekommen hast!"

Da reißt der Bauernsohn Harald Hillig die Zügel mit einem Ruck hoch, schlägt mit der Peitsche scharf durch die Luft, so daß die Tiere vor dem Pflug hochsteigen und erschreckt anziehen. Die Furche bricht jählings breit auseinander vor dem scharfen Eisen, der Pflüger stapft groß und schwer in die dampfende Erde hinein. Sein Gesicht ist ganz ruhig. Aber über seine Wangen laufen ein paar helle Tropfen, die fallen wie Blut in die aufgebrochene Scholle.

II.

...wie Blut in die aufgebrochene Scholle. Und da verströmt Blut und Boden zu eins. Da wird Harald Haraldsen zur Erde. Gott fängt in ihm mit der Schöpfung wieder an. Ein Ruf kommt zu ihm, fernher und doch ganz nah und inwendig. In der freien jungen Seele stehen drei ewige Gesetze: Volk und Freiheit und Wehrwille. Und seine Gedanken werden klar und einfältig, sein Weg wird mühsam und mächtig, sein Leben einsam und schwer. Ein Mensch steht bis zu den Sternen aufgereckt mit seiner Seele. Aber die Erde läßt ihn nicht los. Die Vorsehung tritt in die Erscheinung, und Gott schickt eine schwere Prüfung zu dem Volk am Meer.

Da sitzen auf der Insel Sandhörn wenig Bauern, die von sich sagen können: sieh, ich bin frei, mir geht es gut! Da sind seit jeher nicht viele, die nach allen vier Windseiten blicken können: sieh, mein Land, tief und schwer; mein Vieh, zahlreich und trächtig; meine Scheune, hoch und voll; mein Haus, sicher und breit. Da sind in den Geschlechtern der Landleute nicht viele, die da prahlen können: sieh, meine Söhne, nachfahrend und erbbestimmt; meine Töchter, lebensfroh und geborgen!...

Nein, so können wirklich kaum einige auftreten und großtun. Es geht den allermeisten schmal und hart, und sie sind froh, wenn sie in Ehren allem gerecht werden können. Aber sie stehen in ihrem kargen Leben doch innerlich frei und steifnackig und stolz auf ihrem Besitz, werken ihren langen Tag, wie Gott ihn gibt, in Pflicht und Trotz.

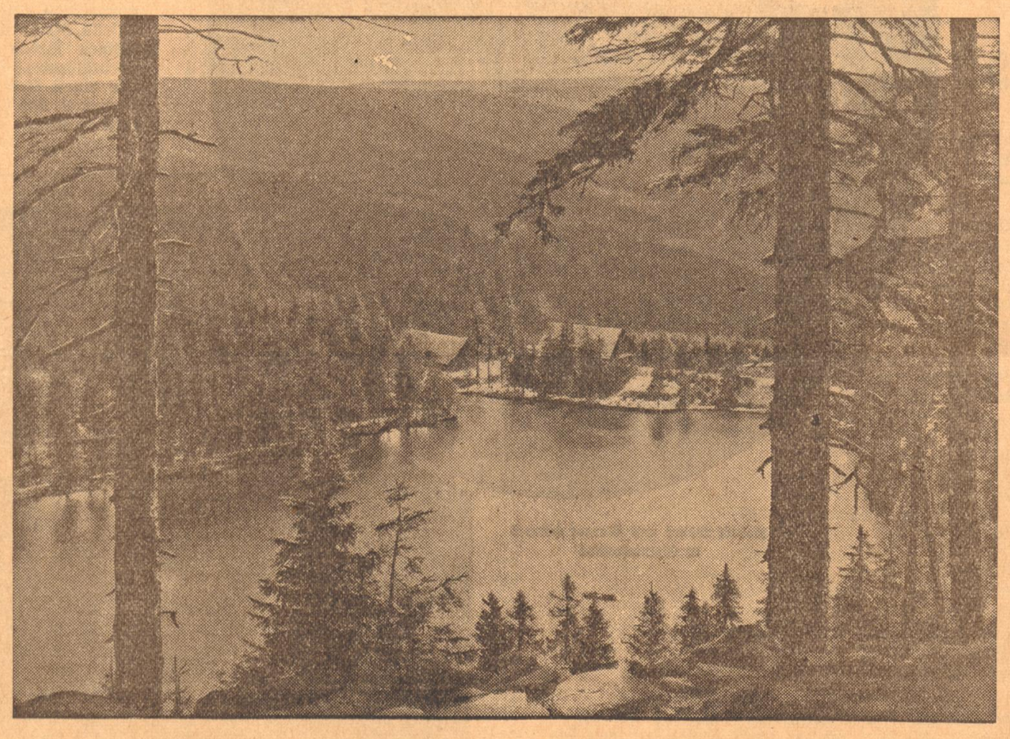
Und doch ist das in letzter Zeit auch nicht mehr auf jeder Stelle zutreffend. Es weht ein anderer Wind vom Festlande herüber, seitdem es durch den Damm näher gerückt ist. Da kommen fremde Händler herüber, die sagen: Bauer, du machst dir das Leben viel zu schwer; du mußt drüben bei uns in der tiefen Marsch Land anheuern zum Viehgräsen; das Fett liegt da haufenweise im Gras auf der Erde; ja, du mußt die Börsenberichte abhören und im rechten Augenblick zugreifen; du mußt spekulieren mit den Schweinen für den Husumer Markt und mit dem Rindvieh ebenso. Ja, das mußt du.

So reden sie klug, die fremden Makler, und locken manchen Bauer hinüber in die Marsch, wo angeblich das Geld am Weg liegt. Hin und wieder glückt es auch, aber die meisten verbrennen sich die Finger und bekommen einen Knax in der Wirbelsäule, wenn sie sich so tief nach dem leichten Gewinn bücken müssen, der angeblich am Wege liegt.

Harald Haraldsen trifft eines Morgens früh, als er zum Grabenauswerfen nach der Marsch hinuntergeht, zwei Bauern aus Geeldörp, die ihm lachend erzählen, daß sie hinüber wollen aufs Festland, um dort Weideland zu pachten. „Wir müssen spekulieren", sagen sie, „wenn wir zu Geld und Ansehen kommen wollen."

„So", sagt Harald Haraldsen darauf, „so — ihr wollt spekulieren. Ihr wollt gewinnen, ohne zu arbeiten. Wißt ihr auch, daß beim Spekulieren immer einer gewinnt und einer verliert?"

„Das ist ja dummer Schnack", sagen die beiden, „wir riskieren was und dafür können wir gewinnen."



Vorwinter am Mummelsee

„Wir sind Bauersleute und keine Spekulanten", sagt Harald Haraldsen; „wir haben Geduld und Arbeit zu leisten, und das weitere muß der Herrgott geben."

„Na, denn mach' du es man so", sagen die beiden lachend und gehen zum Damm hinüber...

Einige Tage später kommt ein blankes Auto durch Lüttenoog und fährt nach Geeldörp herüber. Der Fahrer ist wohl wegkundig, denn er hält vor Haraldsens Haus, um sich weiterzufragen. Harald steht in der Tür und sagt: „Ich zeige Ihnen gern den Weg, und will ein Stück mitgehen. Da macht einer die Wagentür auf und sagt: „Wollen Sie fahren ein Stückchen mit, bitte!" Halb abwehrend, halb zustimmend, steigt Harald in das Auto und gibt dem Fahrer Bescheid.

Gestatten Sie — Baruch Eisenstein", sagt der feine Herr im Wagen, und beginnt gleich, den Insulaner auszufragen nach einer Familie Johannsen in Geeldörp. Harald ist wortkarg, weil das Wesen des andern ihn anwidert. Sie sind auch in wenigen Augenblicken mit dem schnellen Wagen an Ort und Stelle.

Der Bauersmann Johann Johannsen steht vor seiner Scheunentür und wundert sich über den fremden Besuch. Seit dem Tode seiner jungen Frau ist es einsam und still um ihn geworden. Er hat zu den drei kleinen Kindern eine Haushälterin zu sich genommen. Aber es fehlt ihm zu allem die rechte Freude, und am liebsten ginge er nach Amerika hinüber.

Harald Haraldsen springt aus dem Wagen und sagt: „Ich habe diesem Herrn den Weg zu eurer Stelle gezeigt, Johannsen, und will nun gleich zurücklaufen, denn ich soll das Vieh noch besorgen."

„Ach, das ist nicht praktisch; du kannst doch gleich nachher wieder mit zurückfahren", antwortet der Bauer, und dann: „komm' nur mit hinein, wir haben nichts Heimliches vor, denn ich weiß nicht, was der Herr von mir will."

Als die drei Männer drinnen in der Döns am Tische nebeneinandersitzen, fängt der Fremde gleich an zu reden. Er habe gehört, daß der Bauer seine junge Frau verloren habe — Gottdugerechter, was für ein Verlust! — und daß der Bauer schon wiederholt habe durchblicken lassen, er wolle die Stelle verkaufen und auswandern. Er, Baruch Eisenstein, habe drüben in Dünsteede den großen Strand-Bazar. Freilich wohne er in Hamburg, wo er zwei große Geschäftshäuser besitze, aber er sei des öfteren mit dem Wagen über den Damm nach der Insel Sandhörn herübergekommen, um in Dünsteede einige Tage zu verbringen und sich auszuruhen von den vielen Aufregungen in der großen Stadt. Er, Baruch Eisenstein, habe Interesse für die Landstelle Johannsens, und er bitte den Besitzer, ihm diese einmal jetzt mit allem Beschlag zu zeigen, damit er sich über das Objekt ein Bild machen könne.

Der große, hagere Bauer Johann Johannsen aus Geeldörp sitzt dem fremden Mann aus Hamburg schweigend gegenüber und blickt durch den blauen Rauch seiner Pfeife wie aus weiter Ferne an dem Sprechenden vorüber. Er sieht im raschen Band sein Leben an sich vorbeiziehen: mühsam, dunkel und beladen sind die Tage... Er sieht seine drei kleinen Kinder hinausstapfen in eine graue, leere Zukunft... Er sieht drüben jenseits des großen Wassers ein helles und reiches Land auftauchen mit einem Leben, das wieder Sinn und Ziel hat...

„Was meinen Sie, Herr Johannsen, ist wert Ihre Stelle?", fragt durch den blauen Rauch hindurch die fremde Stimme lauernd.

„Ich kann es so aus dem Handgelenk heraus nicht sagen", antwortet langsam der Bauersmann, „wir sitzen hier seit mehr als zweihundert Jahren in einer Geschlechterreihe auf dieser Stelle. Unser Landbesitz ist alt und hat seinen Mann immer genährt. Aber die Zeiten sind nach dem Kriege so verrückt geworden. Und nun ist mir die Frau fortgegangen — ich weiß mitunter wirklich nicht, wie ich wieder zurechtkommen soll."

Die fremde Stimme hebt wieder an zu malen mit grellen Farben und lockenden Tönen: „Sie brauchen nicht gleich zu sagen Ja; wir wollen machen ein ehrliches Geschäft miteinander. Ich will Ihnen stellen ein Gebot: Tausend Reichsmark in bar lasse ich heute als Anzahlung hier. Tausend Reichsmark. Sie geben mir dafür das Vorkaufsrecht und eine Schuldverschreibung auf diesen Betrag. Wir lassen inzwischen kommen einen Taxator aus Hamburg, der alles genau abschätzt, und dann einigen wir uns und gehen zum Notar und lassen überschreiben die Stelle auf meinen Namen. Ich habe wenig Zeit, sonst würde ich mir ansehen heute alles. Aber Sie sollen sich überlegen mein Gebot, denn es sind und bleiben schlechte Zeiten für die deutsche Landwirtschaft. Ich habe Kapital und kann halten jedes Risiko. Was meinen Sie, Herr Johannsen, habe ich Ihnen gemacht einen guten Vorschlag oder nicht? Sollen wir sagen: Zweitausend Reichsmark?"...

(Fortsetzung folgt)

Trugschluss

Von Käthe Lambert

erblickt; er sieht nichts, er geht weiter, biegt links ab; da steht er zwischen den Bäumen, vor der Quelle, die leise zwischen alten Topfscherben und den Resten einer Strohmatratze aus der Erde quillt: Violette ist nicht da.

Betrübt setzt er sich auf einen antiken Marmorsarkophag; natürlich wird es Violetten doch zu heiß gewesen sein, sie ist offenbar lieber zu Hause geblieben; aber sie hätte ihn doch benachrichtigen können, denn nun hat er auch Hunger! So erquickt er sich denn durch einen Trunk aus der Quelle und wandert traurig seine Straße zurück zu seinem Haus. Wie er ins Zimmer tritt, findet er auch hier Violetten nicht; sie ist offenbar ausgegangen, zu Freunden wahrscheinlich. Er findet auch nichts zu essen vor; aber er ist so matt, daß ihm das gar nichts ausmacht; er wirft sich auf das Bett und schläft.

Er schläft tief und lange. Als er aufwacht, ist es schon Abend; vor ihm steht Violette in ihrem roten Kleid, mit glänzenden Augen und leicht gerötetem Gesicht. „Wo warst du denn?" fragt Cinthio, indem er sich langsam erhebt; „ich bin zu der Quelle gegangen, aber ich habe dich nicht gefunden." Violette muß lachen, sie muß so lachen, daß sie sich aufs Bett setzen muß. Cinthio sieht sie verwundert an und fragt: „Weshalb lachst du denn?" Violette antwortete: „Es war mir zu heiß; ich habe Mezzetin getroffen und bin mit ihm bei Bekannten gewesen." „Ja, das dachte ich mir wohl, daß es dir zu heiß war", sagte Cinthio, „ich habe auch recht geschwitzt; es ist doch ein weiter Weg; und hungrig bin ich nun auch, ich habe doch heute noch nichts gegessen."

Da erhebt sich Violette, mit beiden Händen packt sie den erschrockenen Cinthio vorn an der Jacke, schüttelt ihn, ihre Augen sprühen, ihr Gesicht ist vor Zorn hochrot, und sie schreit: „Ich habe dich schwitzen lassen, ich habe dich warten lassen, ich habe dich hungern lassen, ich bin inzwischen mit Mezzetin zusammengewesen, von dem ich dir gesagt habe, daß er in mich verliebt ist, und du bist nicht wütend, du holst nicht den Stock aus der Ecke und schlägst mich, daß ich vierzehn Tage nicht aufstehen kann? Geh! Du liebst mich nicht! Du bist eine Bestie!" Hier schleudert sie ihn von sich, daß er stolpernd auf das Bett niedersinkt, dann schreitet sie zur Tür, und indem sie die Tür öffnet, ruft sie ihm noch zu: „Ich gehe zu Mezzetin."

Ganz plötzlich war der Zusammenbruch gekommen. Wenn man von einer Plötzlichkeit in diesem Fall überhaupt reden konnte, im Hinblick auf die vielen Jahre einer geradezu konzentrierten Lebensenergie, die rastlos das Dasein dieser Frau beherrscht hatte. Es war ein steter Kampf gewesen, ein stetiges waches Auf-der-Lauer-Liegen, ein drängendes Fieber hinter der dünnen Verschalung beherrschter Arbeitskühle. Ach, ein Beben hinter aller Kraft, ein klimmen Berge hinauf, deren Gipfel immer und immer wieder ins Unerreichbare wuchsen und dort, wo sie erreicht wurden, dennoch immer weiter führten, dem Unbegrenzten zu, das kein Ziel abschloß.

Seit sie damals ihr Frauenschicksal in die eigenen Hände genommen hatte, seitdem war dieses Leben, das dem Zwang entfloh, der Zwang geworden über ihr. Die Einsamkeit, in die sie sich hineingeworfen hatte — jetzt lastete sie plötzlich auf ihr, wie eine Wolke mutloser Verzweiflung. Plötzlich schien alle Energie Phantasterei, die Sehnsucht nach dem Ziel nichts weiter, als eine Schwärmerei ins Nichts hinein. Der Unwille an dieser eigenen Schwäche, die plötzlich über alle Kraft hinauswachsend selber zur Kraft wurde, quälte sie maßlos und raubte ihr den letzten Rest des Mutes, der einmal königlich gewesen war, herrisch und ohne Schranken.

Und während das Staunen ihrer Anhänger und Freunde immer mehr zur Bewunderung wurde, während die Honorare der Verleger sich verdoppelten und die Auflagen ihrer Bücher wuchsen, die den Namen der Verfasserin in zwei Doktortiteln auf dem Titelblatt trugen — stand sie zwischen ihren Wänden voller Bücher, in ihrem „wissenschaftlichen Laboratorium" wie sie ihr Arbeitszimmer nannte, vor dem massiven Schreibtisch, der nichts auf seiner breiten Platte duldete, als weiße glatte oder engbeschriebene Bogen, einige Werke strengen Inhalts und — das Bild ihres Kindes — stand da wie eine Nonne, die ihr Gebet vergaß. Und abgrunddunkel wuchs die Einsamkeit in dunkler Wolke über Raum und Herz. War das die kühle Sicht des Gipfels, in der es sich so schwächlich und so zitternd stand? Was war denn dieser Glaube an sich selbst? Ein streifen an die Sterne, ein Tasten am überhohen Bogen der Unendlichkeit. Wo aber gab es ein Ausruhen, eine Erfüllung, wo? — Da schob sie die Gewohnheiten langer Jahre mit einer einzigen starken Handbewegung zur Seite, erkannte rückhaltlos das einzige Gebot dieser verlassenen Stunde, saß hin und schrieb den Brief an — ihren Sohn.

Schrieb: „Komm! ich will Dich wieder sehen, ich will mit Dir zusammen sein. Ich mache Ferien. Du sollst sie mit mir verleben, wenn Du willst. Dein Vater wird nicht dagegen sein. Ich habe Dich nicht zu oft von ihm gefordert und niemals nahm ich Dich ihm dadurch."

Und nach ein paar Zeilen weiter unterschrieb sie mit fast ein wenig gehemmter, überlegender Schrift: „Deine Mutter!"

Als sie ihn dann nach einigen Tagen wiedersah auf einer kleinen Bahnstation: einen sechzehnjährigen Jungen mit schmalem guten Gesicht, des Vaters weiche dunkle Haarwelle über der schönen Stirn, ein ungelenkes, fast bängliches Lächeln um den noch kindhaften Knabenmund, da war ihre erste Regung eine leis überlächelte Enttäuschung — „Ach, Junge, Du bist ja schon so groß!"

Er verstand sie nicht und lachte vergnügt heraus in gesundem Stolz: „Gell? nicht mehr so ein klein's Büble wie vor drei Jahren!"

Sie wohnten in einem kleinen Gasthof, nahe am Strom. Man sah vom gemeinsamen Balkon weit in die Rheinebene hinein. Fern drüben standen die Vogesen in goldenem Abendton wie eine sanfte Woge unter ewigem Blau. Auf diesem Balkon, saß an diesem Abend ihr gegenüber mit artig auf den Knieen gefalteten Händen, einen schmalen Frohschein auf dem wartenden Gesicht ein langaufgeschossener Junge. Ihr Junge, ihr eigenes Kind, und ihr doch ferner als das Spiel der Träume, Absichten und Gedanken, denen sie sich hingab und verschenkte. Es fiel ein wenig schwer, mit ihm zu reden, nach all' dem zu fragen, das sein Leben ausmachte. Weil in diesem Leben Tatsachen und Verbindungen hineinspielten, an denen sie keinen Teil hatte. Sie begann von der Schule, fragte nach seinen Freunden, erkundigte sich nach seinen Zukunftsaussichten — aber hier wurde das Gespräch schon heikel, denn er schien nichts davon erwähnen zu können, ohne von seinem Vater zu sprechen, der ihm dabei wohl der unbedingte Berater schien.

Ach, es war schwer auf einem Instrument zu spielen, auf dem schon andere die Melodien angeschlagen hatten. Dabei hatte der Junge den besten Willen, sich vertraut zu geben. Fast ein wenig zu viel und zu sichtbaren Willen. Man mußte Geduld haben, auch wenn man ein wenig müde dabei wurde. Man durfte nicht einmal (durfte man das wirklich nicht?), ihm diese leise und gerührte Mutterzärtlichkeit zeigen, die einen überfiel beim Anblick dieser lieben schmächtigen Jungsgestalt. Sie stimmte den Ton auf Kameradschaftlichkeit, sprach von Ausflügen, Dampferfahrten. Zuletzt tranken sie sogar beide miteinander einen Schoppen Frankenthaler und der Junge wurde vergnügt und gesprächig dabei. Der Abend ging nicht ohne ein Erlebnis beglückender Art für sie vorüber. In einer ein wenig verlegenen, täppischen Jungsart (man merkte es ihm an: es war ihm unmöglich damit zurückzuhalten), zitierte er plötzlich zwei Sätze aus einem ihrer Bücher, dann — als er ihr rasches Aufblicken gewahrte, einen Absatz aus einem zweiten Buch, das sie selber für gut fand und liebte, von dem sie aber nicht annahm, daß es viele Leser fand — und zuletzt gab er sich einen Ruck und sagte wie unter einem Stoß, halb

Länderjagd und Bilderglück

Von Friedrich Schnack

Tief, im untersten Fach eines Schrankes, unter vergilbten Zeitschriften, Schulheften und entwerteten Büchern lag es, das alte Briefmarkenalbum. Beim Stöbern und dem jüngsten Gericht, das ich über die aufgehäufte Makulatur abhielt, kam es aus seiner Verborgenheit hervor, und da liegt es nun auf dem Tisch und hat einen muffigen Geruch an sich. Der braune Kalikodeckel ist abgegriffen und halb eingerissen, verkratzt und verschossen, die Ecken sind abgestoßen und der Beschnitt ist angegilbt. Ich erinnere mich plötzlich ganz genau, als es zugeklappt und weggeräumt wurde, wie etwas Unnützes und sinnlos Gewordenes, war die Knabenzeit zu Ende. Draußen auf der Straße fielen die Blätter von den Bäumen; da fielen auch die Blätter des Albums zu, und die bunten Briefmarkenjahre waren vorbei.

Es heißt, oft, das Briefmarkenwechseln verderbe den Charakter: weil es zur Besitzgier verleite, zur Selbstsucht und zu kleinen Knabendiebereien; es sei auch spießbürgerlich, wie die Taubenzucht. Mag sein. Wenn es so ist, ist es nicht das rechte, echte Briefmarkensammeln: das farbige Abenteuer der Länderjagd, des Bilderglückes und der Exotik. Meine Lieblinge waren, wiewohl ich auch die Postwertzeichen der europäischen Länder in meine Felder unterbrachte, die schönen, seltsamen — und oft auch so wenig seltsamen — Briefmarken der überseeischen Staaten und der Kolonien. Um die Marktwerte habe ich mich nie gekümmert, der Senf-Katalog, der den Geldwert der Marken verzeichnete, war mir gleichgültig. Aber eine Giraffe auf den Serien von Nyassa, und ein wilder Schwan auf den Marken von West-Australien: die waren wichtig und unvergleichlich schön. Was waren dagegen die Briefmarken mit den Männerköpfen, mochten sie noch so hoch im Kurs stehen!

Und wenn ich das alte Briefmarkenalbum, nach vielen Jahren der Gleichgültigkeit und der Marken-Mißachtung heute wieder öffne, strömt mir von jenem versunkenen Knabenrausch ein Nachhauch zu, phantastisch und wunderlich. In diesem großen Bilderbuch der Länder haben sich Farbenfreude und geographischer Sinn vielfältig abgemalt — in den geschnittenen und gezahnten Bildnissen, mit denen die Staaten und Postverwaltungen prunkten.

Es ist mir entfallen, von wem ich die alten „Bayern" habe, die mit dem Seidenfaden und den dicken Zahlen, die schwarze Eins, und die grünen, gelben und blauen Markenschwestern . . .und wem ich die alten „Baden" verdanke und die kleinen baren „Bergedorf" des Hamburg-Lübeckschen Verwaltungsbezirks vom Jahre 1861 . . Wer mag mir wohl die Braunschweigischen Marken mit dem Roß im Stempelfeld zugetragen haben? Die alten „Preußen" und die „Sachsen" von 1851? Und vor allem die schöne Reihe Freimarken von „Thurn und Taxis", mit ihrem Entwertungsstempel, der aussieht wie die schwarzen Ringe eines Küchenherds? Vergessene Sammler, vergessene Knabenchronik! Aber bei diesen verjährten Marken der Bundesstaaten ergeht es mir heute wie damals: sie bezeigen eine altväterliche Romantik, gemahnen an Posthornklang und Postgespanne, die auf gemütlichen Landstraßen dahinrollen, sie haben nichts eingebüßt von ihrem stillen Zauber, den kein Senf-Katalog auszudrücken vermag.

Mein vergilbtes und verkratztes Buch war damals das beste, fortentwickeltste seiner Art. Elftausend Felder wies es auf und die wollten alle besiedelt werden, besetzt und eingenommen von einem Markenheereszug der Elftausend. Da ich aber wenig Freude an europäischen Briefmarken hatte und lieber nach fremden Ländern ausspähte, habe ich es nur auf etwa tausend Postwertzeichen gebracht. Und das ist nun freilich eine reiche fremdländische Markenwelt, die bei Aegypten anfängt und mit indischen Kleinstaaten endet. Und wie endet! Mit einer fabelhaften kaum entzifferbaren Marke, die mit Rosensaft gedruckt scheint und fast völlig geschwärzt wurde von dem groben schwarzen Stempel eines indischen Postbeamten in Nawangar oder Kishangar . . . Ich werde es nie erfahren. Die berühmtesten Markensammler meiner Schulzeit konnten ihre Herkunft nicht feststellen, und sogar im alleswissenden Senf war, wenn ich den Vertrauensleuten glauben darf, nicht von ihr zu lesen. Vielleicht, wer mag es wissen, hat sie ein kleiner Maharadscha gemalt. Möglicherweise ist sie so wertvoll, wie nur irgend ein Kunstwerk, und ich habe einen Schatz, von dessen Kostbarkeit ich nichts ahne . . .

Wie einst führe ich meinen Blick spazieren in den großen Markengarten durch Aegypten, wo die Sphinx bei der Pyramide kauert, und beide, wasserblau, sandbraun, gelb, orangefarben und karminrot aus ihren Feldern starren. Weiterblätternd, begrüßte ich den Kaiser von Aethiopien wie einen alten Bekannten, er hat noch immer seinen edelsteinbesetzten Goldhut auf dem Kopf, und sein Gesicht ist negerhaft gedunsen. Und über viele Länder hinwegweisend, wie mit dem fliegenden Mantel des Doktor Faust, lande ich im Reich der Mitte, wo die greulichen Drachen auf den Marken sich winden und gelbe Dschunken durchs gelbe Meer treiben. Nach kurzer Rast, denn mit Chinesenmarken bin ich nicht sonderlich gut versorgt, finde ich mich schon wieder jenseits des Meeres im Equador, wo fabelhafte Schnellzugslokomotiven auf braunen Centavo-Marken dampfen. Mit einer von ihnen reise ich nach Guatemala zu den Papageien auf Marmorsockeln, und weiter nach Haiti zu den Palmenstädten in Karmin und Orange für sieben, acht und zehn Centimes. In Hawai gibt es für zwei Cents kleine Segelboote im Wasser vor Bergen, und Dampfer, die nach Europa fahren, indeß die Brise die Wellen schuppt. In Honduras ragen einsame Palmen an der Bucht, grün und ultramarin, und auf einer rotbraunen ist ein Herr abgebildet, der hat einen Schnurrbart wie ein wohlhabender Bäcker . . . Aber in Liberia wurde eine großartige Briefmarkenmenagerie angelegt: ein Elefant stampft durch die Steppe, ein Nilpferd wälzt sich aus der Flut und steigt ans Land, das blau und schwarz gemalt ist, ein Affe vergnügt sich mit einem Baumzweig, und ein violettes Krokodil schlängelt in grünem Wasser. Und da fällt mir ein, bei der 50-Cents-Marke in Grün und Schwarz: damals wünschte ich leidenschaftlich, auf einem dieser kleinen Postdampfer, denen ein fünfzackiger Stern voranleuchtet, nach dem Tierland Liberia zu reisen. Der Reisewunsch ist längst begraben, sonderbar mutet mich sein Schatten an. . . .

Welche Hand kam über Samoa? Alle Marken fort, nur die Klebezettel sind noch da. Ein Kolonialraub? Und wer hauste in Uruguay, wo mir ein flatternder Friedensengel, ein kleines Posthorn in der Hand, wehenden Gewandes in Karmin und Schwarz zu fünf Cents entgegentritt? Ein Markenräuber scheint hier gewütet zu haben: verschwunden sind die Körbe mit den Ananasfrüchten und die blauen Stiere, dahinter die Cowboys herjagen. Schade! Doch über den Verlust trösten mich die Marken aus Deutsch-Südwestafrika und Kamerun, von den Karolinen und Samoa: kleine Erinnerungen! . . . Und dann rollen sich einige Serien der britischen Besitzungen auf mit Wasserfällen, Seglern, Brotfruchtbäumen und Auslegebooten der Eingeborenen. Prächtig gefallen mir auch heute noch die in wilden Farben prangenden Negerhäuptlinge von Aequatorialafrika: lippenwulstige Burschen, tätoviert und lanzenstarrend. Die heiße Natur des Kongolandes lebt in diesen Ebenholzgestalten. In Martinique lächelt mich eine muschelgeschmückte Schöne, braun und braunviolett, für einen Cent mit einem reifen, lockenden Gesicht an. Diese Inselvenus! — Sie hat sich die Jahre hindurch wunderbar erhalten und nichts eingebüßt von ihrem einstigen Reiz. Noch immer — oh glänzende Pracht, herrliche Welt! — noch immer äsen die hochbeinigen, langgehalsten Giraffen an den Palmenbäumen von Portugiesisch-Nyassa in allen Farben. Es waren meine ersten Giraffen, die ich sah. Und die Dromedare von fünfundsiebzig bis dreihundert Reis warten noch heute im Sand auf mich für eine lange Wüstenreise. Sie werden noch lange warten müssen, und während ich Abschied nehme von dem abenteuerlichen Markengarten, sehen sie mir mit hochmütigem Blick nach, als ob sie mich vergeblich zu begreifen suchten. . . .

Nun gut! Ich klappte das Buch wieder zu. Die fremde Welt versinkt, die Knabensehnsüchte und die Phantasien verflüchtigen sich rasch. In den alten Schrank damit! Darin ist jetzt viel Platz. Tür zu! Rings um mich, in dichter Nähe sind mehr als zwölftausend Felder ausgeviertet, die besetzen und zu besiegeln sind, ist bunte, ungestüme Welt genug: sie verlangt danach, gedeutet, geschaut, gebildet und gewonnen zu werden. . . .

„Der Heilige Christophorus",
ein Blatt, das aus der Hand des deutschen Meisters Lucas Cranach (1472—1553) hervorgegangen ist.

Technik

Von Wilhelm Pleyer

Als jäh und hart die roten Schlote starren
Hochstoßend aus der Wimmelwelt der Gnomen,
So tragen sie die unsichtbaren Sparren
Und Wölbungen von zukünftigen Domen.
Noch sehn wir Rauch in ihren blassen Fahnen,
Sehn Eisenstangen konstruktiv verkrallt,
Hochöfen wuchtend, hören Schienen klingen,
Aber am Abend schon raunt uns ein Ahnen,
Daß Gott uns kam in diesen neuen Dingen
Und dennoch wie im Donner einst uralt
Und er uns heißt, Gewalten zu bezwingen
Mit Menschen-Geistes größerer Gewalt.

---

trotzig und halb zärtlich: „Ich hab' überhaupt all' Deine Bücher gelesen, ja!"

Wie war das armselig und nichtssagend, ihm jetzt nur zulächeln zu können, fremd und ein wenig ungewiß. So hatte sie zu allen ihren Lesern also noch den einen gehabt, der sie wohl kaum verstand . . . einer, der hinter den Zeilen und ihrem Ernst vielleicht die Mutter suchte . . .

Vielleicht erwartete er, daß sie über diese Bücher mit ihm sprach. Aber sie, die Sprachbeherrscherin war zu ungelenk dazu. Sie strich ihm nur ganz leise über sein dunkles Haar und ging in ihr Zimmer zurück.

Die Tage liefen auf frohen Füßen die Höhen hinauf und durch das Tal. Morgens, wenn der Bub noch schlief, stand sie oft auf dem Balkon und empfand alles: die Stille da drunten, das kleine Dorf, den lichten Lauf des Stromes — als ungewohnt und schön, weil es Ruhe war, Hingleiten, wunderbare Zeitlosigkeit der Tage. Tagsüber machten sie gemeinsame Wanderungen, saßen in kleinen Wirtshäusern am Weg, sie führte lange Gespräche mit ihm — er bewies einen klaren, wenn auch noch stark gefühlsmäßig beeinflußten Verstand und ein sicheres Urteil. Bis sie zu merken begann, daß was sie aus ihm zu heben trachtete, schon längst von anderer Seite her geweckt worden war. Daß vor ihr, die zu spät kam, schon andere Pioniere am Werk gewesen. Daß diese junge Seele wenig Aufschluß von ihr brauchte. Da wurde sie schweigsamer. Und was sie im Anfang stets umgangen, forderte sie jetzt plötzlich: „Erzähle, von zu Hause! wie Du lebst!"

Zweifelnd betrachtete er sie von unten her. Plötzlich erlosch die freie natürliche Kameradschaft zwischen ihnen. Er saß wieder sehr gehorsam und korrekt da und erstattete auf Fragen spärlichen Bericht. Da saß nun plötzlich diese Mutter ihm gegenüber, mit dem Lächeln und der Liebenswürdigkeit einer sehr fernen Frau, die verständnisvoll tat, und zu der man doch eigentlich keine Verbindung hatte. Und diese Tage, die man hier mit ihr in aller Herrlichkeit verlebte, das waren doch nur eben einige Tage und nicht mehr. Dahinter und davor aber lag was?, eine Mansarde mit dem Blick in den Garten hinaus, in dem noch unter dem so oft bestohlenen Birnbaum der alte Sandhausen von einst lag. Unter sich hörte man des Vaters beharrlich-ruhigen, heimatlichen Schritt und die helle, warme Stimme einer trostreichen Frau. Abende waren am runden Tisch unter der Lampe . . . und draußen fiel Schnee wie Flocken von Schaum und Seide. Freunde kamen, oben, auf dem Wackelsopha wurde debattiert, wurden Weltanschauungen gegründet und verworfen, und die „Mutter" kam und brachte Apfelwein herauf im gerieften Krug . . .

Studentenlieder hörte man und sang man nach . . mit Kameraden zog man im braunen Hemd zu Dienst und Spiel . . Mädchennamen kratzte man mit dem stumpfen Taschenmesser in die Schulbank, Geheimnisse brachen über einen herein, und der Vater nahm sie in seine starken klugen Hände — und sie wurden leicht und verloren ihre Schrecken.

Das war sein Leben. Und wie er wieder daran dachte, brach es über ihn herein und aus ihm heraus, und ohne es zu wollen, gab es nun kein Verschweigen mehr. Schonungslos in seinem kindlichen Eifer — die Dunkelheit entzog ihm seiner Mutter schattendes Gesicht — kramte er alles hervor und lachte dazwischen und zuweilen wurde er leiser und sehnsüchtig versonnen. Nur von den versteckten Stunden, droben, in seiner Mansarde, wenn alles schlief — dann bei ihren Büchern und ihrem verblaßten Jugendbild, dem einzigen, daß es besaß — von den Stunden, in denen er über das Glück der Heimat hinaus die Mutter suchte . . . von jenen Stunden sprach er nicht. Statt dessen kramte er in täppischem Eifer Photographien hervor, von sich, von seinen Eltern — er stockte ein bißchen. Sie half ihm ruhig: nun ja, der Vater und seine zweite Frau, die ihn erzogen, es waren doch schließlich seine Eltern — und sie sah die Bildchen alle an, auch das von damals, als sie ihn kurz darauf verlassen: ein dralles Kindchen, das wohl eben zu sprechen begann. Ach es war damals doch nur erst ein Lallen gewesen, ein ungeschicktes Suchen nach dem Ausdruck, sie aber war dem schon fern und fremd gewesen und hatte keine Zeit dafür gehabt. Da stieg der warme Schimmer einer Welt auf, der sie fern geblieben, die sie aus ihrem Leben gerissen hatte, weil sie ihr nicht genügte. Auf jener steilen Kurve, die ihr Leben zur Höhe führte, hatten Kinderfüßchen keinen Platz gehabt, und nicht der Schritt des Mannes, der sie liebte.

Nun hatte eine andere Frau ihr Kind erlebt und behütet, eine andere Frau hatte ihm den ersten Ranzen auf den Rücken geschnallt, eine andere Frau für ihn das warme Feuer der Heimat entzündet. Sie mußte dieser Frau dankbar sein. Darüber hinaus aber empfand sie eine irrsinnige Regung von Eifersucht, einen brennenden Schmerz um ein preisgegebenes Glück. Sie hatte studiert und geschrieben, sie hatte die Welt in Büchern erlebt, der Ruhm war die glaskalte Heimat geworden, in der sie stand. Wo aber war die zärtliche Wiese voll Blühen und Sonne geblieben, dieses kleine beschränkte Glück, nach dem die Welt nicht fragte? Ach, ihr Junge las heute Bücher von ihr und verstand sie nicht. Hatte sie ihn denn das Denken und Sprechen gelehrt? Hatte sie denn gewußt, was es heißt, einem fragenden Wesen die erste Antwort des Lebens zu sein. Fast wollte sie den Jungen bitten: „Bleib bei mir! Mein Haus ist einsam und mein Leben verlor sein Ziel. Du bist doch mein Kind — ich bin doch deine Mutter!" Aber sie strich ihm nur einmal leise über sein liebes Haar, und was das Leben sie in stolzem Mut gelehrt, bewährte sich nun in einer zarten Wehmut: keine Früchte ernten zu wollen, die man nicht gesät.

Als er schon schlief, saß sie in ihrem Zimmer, von einer namenlosen Einsamkeit umfangen: die andere Göttin, jene unbeschreiblich milde Göttin der Liebesheimat und des stillen Frauenglücks, sie war von ihrer königlichen Schwester verdrängt worden, die die Krone des Ruhms in ihren kühlen Händen hielt. Aber — hatte nicht jene auch ein Diadem getragen? Aus Kinderworten und Kinderküssen geprägt, vom Schein des Heimlichts wie von sanften Kerzen überschienen? Man kann nicht zwei Leben leben, nein, das kann man nicht. Aber wer kann am Ziel des einen Lebens sagen, daß es das rechte war? Wer kann Verlorenes wiederholen, wer aus dem grauen Baum der Sehnsucht Blüten treiben, die die Reife tragen?

Noch schlief hinter jener schmalen Wand ihr Kind. Und träumte vielleicht von zuhause und vielleicht — von ihr. Nichts wollte sie ihm von seinen Träumen nehmen, sie, die ihm einmal Traum und Wahrheit des Lebens gab. Aber ihr Leben wollte sie für sich zurückgleiten lassen in einen Traum. —

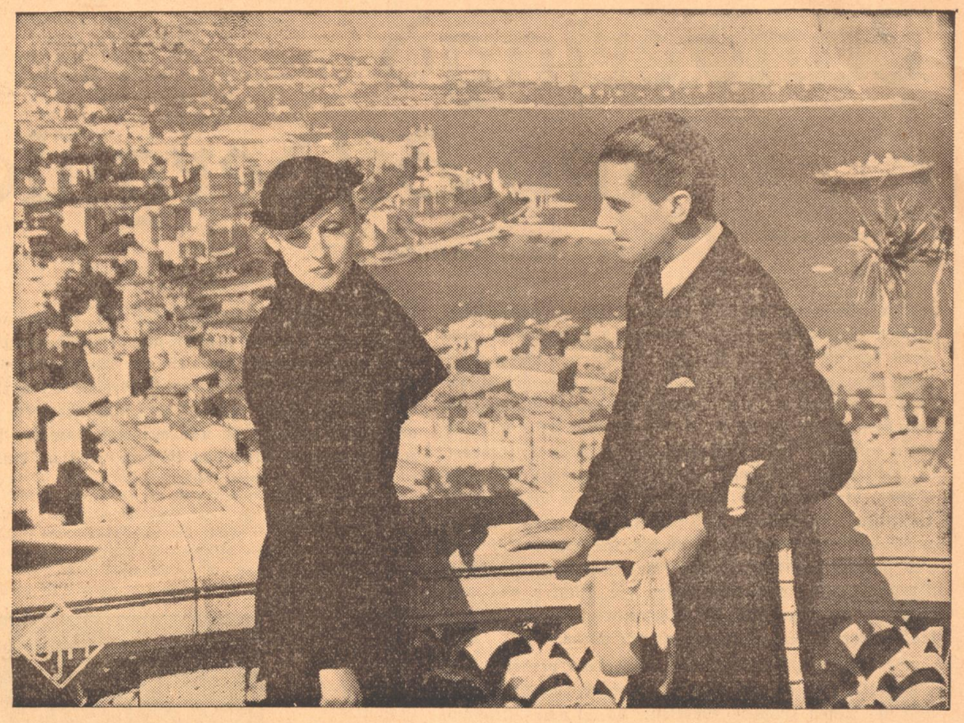
Sie würde nach Hause fahren und schreiben. Ein neues Buch. Das Herzbuch ihres Lebens. Diesesmal nicht für die andern, für sich. In diesem Buch würde sie sich die Heimat bauen, die sie verstoßen hatte. In diesem Buch sich das verlorene Leben wiederholen, von keinem Schicksalseinfall mehr getrübt. Es würde kein wissenschaftliches Werk werden, eher eines, das alle ihre Anhänger enttäuschte. Aber aus diesem Buch — mit Abendläuten darin und Kinderspiel und Mutterlächeln und Wiesenblühn, würde ihr noch einmal die erträumte Heimkehr wachsen.

Wie lange sie an dem Buche schreiben würde? Solange ein Leben braucht, aus dem Garten der Verzauberung erlöst zu werden. Solange das Herz braucht, im Garten der Heimat zu sein.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Aus neuen Filmen

Mutter und Tochter
Ida Wüst und Karin Hardt in dem Biedermeier-Film der Ufa „Die Liebe und die erste Eisenbahn".



Schauspieler und Landschaft
Brigitte Helm und Albrecht Schoenhals in dem Ufafilm „Fürst Woronzoff" vor einer Szenerie der Landschaft Monte Carlos.

Martha Eggerth
spielt die Therese Krones in dem T.K.-Cinés-Allianz-Film der Europa. Ihr größter Erfolg. Der Film schildert den Aufstieg der berühmten Wiener Sängerin Therese Krones, die Raimund zur Bühne brachte.

Adele Sandrock
in dem Europa-Film „Die englische Heirat"

Das Tabakskollegium
Eine Szene aus dem NDLS-Film „Der alte und der junge König", der das Leben Friedrich Wilhelms I., des preußischen Soldatenkönigs, darstellt.

Luise Ullrich,
die Hauptdarstellerin in dem Erich-Waschneck-Fanal-Film der Europa „Regine", der nach Motiven einer Erzählung von Gottfried Keller gedreht wurde.

Kleines Schicksal 1914 / VON HANS CASPAR VON ZOBELTITZ

Wir erfuhren es im Dezember 1914, als wir am Lubocz-Abschnitt mitten im Dreck lagen.

Oh, man konnte manchmal eine Stinkwut auf die Heimat bekommen, auf ihr Unverständnis für das, was Krieg war, und für das, was Sterben und Tod hieß. Auf die Borniertheit und die engen Stirnen dort zu Hause.

Da war also die kleine süße Baroneß Verküll gewesen, die auf den verdrehten Vornamen Jeremia hörte, der so lieb klang, wenn wir sie „Jeremi" nannten. Wir hatten sie eigentlich alle geliebt. Irgendwo östlich der Oder hatte ihr Vater ein Gut, und sie war im Winter 1913 auf 1914 plötzlich in unsere Berliner Gesellschaft hineingeschneit. Wir hatten zuerst über sie gelächelt, weil sie so klein war und so weißblond; und ich Esel hatte mich mit meinen ein Meter vierundachtzig sogar geniert, auf dem Hofball mit ihr zu tanzen; sie reichte mir doch nicht einmal bis zur Schulter. Ganze neunzehn Jahre war sie damals.

Und dann kam das mit Friedel Mergenthin. Er hatte nichts, und ihr Vater konnte auch keine Zulage geben; die Klitsche hatte gerade tausend Morgen fliegenden Sand unter dem Pflug und knappe tausend Morgen dünne Kiefern dazu. Also an Heiraten war nicht zu denken. Bis der Krieg da war, und niemand mehr nach Kaution und Heiratsgut fragte. Am fünften August war die Trauung in der Garnisonkirche. Dann waren sie zweimal vierundzwanzig Stunden Mann und Frau, ehe wir raus mußten. Ich sehe sie noch am Bahnhof stehen: ein hellblaues Sommerkleidchen hatte sie an und einen kleinen Strohhut mit einer ebenso hellblauen Schleife auf dem blonden Haar. „Komm wieder, Friedel", sagte sie. Und Friedel nickte. Er hielt eine weiße Rose in der Hand, aus ihrem Brautstrauß.

„Jeremi pflegt", sagte er uns, als wir nach Südpolen kamen. Das war im September. Und er zeigte uns ein kleines Bild: Jeremi in Schwesterntracht, um das süße Gesicht die große weiße Haube.

Als wir ihn dann an jener Dreckecke bei Janikow, unten an der Weichsel während der Kämpfe um Invanprod begruben — am 13. Oktober, ich werde das Datum nie vergessen — da fanden wir die Rose bei ihm und das Bild. Wir haben geheult wie die Schloßhunde und waren damals doch schon verdammt stumpf geworden.

Mit Jeremi aber kam das so:

Sie pflegte weiter. Und eines Tages wurde einer von den jungen Kriegsfreiwilligen in ihr Lazarett eingeliefert mit solch einem verfluchten Querschläger in der Lunge, der zum Sterben zu wenig und zum Weiterleben zu viel war. Er wurde in den Saal gelegt, den Jeremi zu betreuen hatte. Fünfzehn Betten.

Morgens ging es ja immer mit dem Jungen, aber die Abende waren böse, besonders als die Herbststürme Anfang November an den Fenstern rüttelten. Und an einem solchen Abend sagte der Junge zu Jeremi: „Schwester, küssen sie mich doch einmal." Sagte es ganz reinen Herzens. Und Jeremi beugte sich ebenso reinen Herzens über den Knaben und küßte ihn. Mitten auf den Mund.

Irgendjemand hat es gesehen. Und irgendjemand hat auch gehört, daß sie ihn von da ab „Du" nannte. Und einmal abends, nachdem sie ihn wieder geküßt hatte, soll sie ganz leise „Friedel" zu ihm gesagt haben, während sie ihm über das Haar strich. Es war wohl ein ganz tiefes, ganz glückliches und sehr schmerzliches Erinnern in ihr.

In der Nacht ist der Junge erlöst worden. Ganz sanft hinübergeschlummert. Die Schwester, die die Nachtwache hatte, hat gar nicht bemerkt, wie das Lichtlein auslöschte.

Als Jeremi am nächsten Morgen ihren Dienst antrat, hatten sie ihn schon hinausgetragen in die Totenkammer. Und da ist es zu dem Ausbruch gekommen, der den tollen Klatsch in Bewegung setzte. Jeremi, die eisern fest geblieben war, als man ihr Friedels Tod mitteilte, stürzte nieder, schrie auf: „Komm wieder, Friedel — komm wieder, Friedel." Die gleichen Worte wie damals auf der Bahn. Aber sie hatten sie ja alle dort zu Hause nicht gehört; nur wir, die wir hinausgezogen waren.

Zwei Stunden später ist Jeremi vor einen Ausschuß gerufen worden. Ein paar stocksteife Damen sollen ihn gebildet haben. Man hat ihr alles vorgehalten: die Küsse, das Streicheln über das Haar, und den Namen ihres Mannes, den sie einem Fremden beigelegt. Man hat von unerhörtem Benehmen gesprochen und von: nicht würdig, deutsche Helden zu pflegen. Kein Wort hat Jeremi erwidert. Sie hat ihre Schwesternhaube abgenommen und ihre Brosche mit dem roten Kreuz. Beides hat sie ruhig auf den Tisch gelegt, hinter dem die hohe Kommission saß.

Dann ist sie aus dem Zimmer gegangen, durch die langen Flure, durch die Straßen bis vor die Stadt. Und dort hat sie den Weg gefunden zu ihrem Mann und zu dem Jungen, den sie gepflegt hatte, wie sie so gern ihren Friedel gepflegt hätte.

Am Lubosz' Abschnitt erfuhren wir es im Dezember 1914.

Ja, man konnte da draußen manchmal eine Stinkwut bekommen auf die Heimat und auf ihr Unverständnis für das, was Sterben und Tod hieß.

Das zweite Gesicht / VON STRY ZU EILENBURG

Als Dr. Zander an einem Nachmittag bei der Familie Bertelsen, die außerhalb der Stadt in einem Landhaus wohnte Besuch machte, wandte er sich gleich nach dem Eintreten an Frau Bertelsen und fragte:

„Wo ist Fipps, ihre Tochter?"

„Fipps?" sagte Frau Bertelsen, „ich glaube, sie ist im Garten bei ihrem Blumenbeet."

„Sonderbar", schüttelte Dr. Zander seinen Kopf, „ich kann mich doch nicht getäuscht haben."

„Wieso?" fragte Frau Bertelsen jetzt neugierig. Und Dr. Zander erzählte, was er vor wenigen Minuten auf der Straße, nicht weit vom Hause entfernt, gesehen hatte. Ein kleines Mädchen kniete am Boden, in der einen Hand eine Kehrichtschaufel, in der anderen einen kleinen Besen.

„Und was hat die Kleine dort getan?" unterbrach Frau Bertelsen.

Dr. Zander schmunzelte:

„Sie wissen Frau Bertelsen, daß auf dieser Straße noch viele Pferdefuhrwerke zum Markt fahren. Dabei kommt es vor, daß die braven Pferde etwas verlieren. Dies Verlorene aber hat das kleine Mädchen auf seiner Schaufel gesammelt."

Frau Bertelsen lachte hell auf: „Natürlich kann das nur Fipps gewesen sein, so etwas sieht ihr ähnlich."

„Das Sonderbare dabei, habe ich aber noch nicht erzählt . . .", fuhr Dr. Zander fort, „. . . als ich mich zu der Kleinen niederbeugte und fragte, was treibst du denn da, Fipps, erhielt ich keine Antwort. Ich versuchte es noch einmal und jetzt zeigte sie ihr Gesicht. Glauben Sie mir, Frau Bertelsen, ich wußte nicht, was ich tun sollte. Dieses Gesichtchen war so verzerrt, und während ich es weiter anschaute, verfiel es von einer Grimasse in die andere. Fipps, sagte ich, was fehlt dir denn? Als ich ein drittes Mal ihren Namen nannte, schüttelte die Kleine ihren Kopf und lief davon."

„Das verstehe ich nicht", sagte Frau Bertelsen, „Fipps ist sonst sehr gut erzogen und noch niemand hat gesagt, daß sie unhöflich wäre."

Der Besuch von Dr. Zander war bald zu Ende und er ging fort, ohne die kleine Tochter noch einmal gesehen zu haben. Gleich darauf aber machte sich die Mutter auf die Suche nach ihr. Und wie erwartet traf sie Fipps bei ihrem Gartenbeet, im Uebereifer damit beschäftigt, die Beute der Landstraße tief in die Erde zu verwühlen.

„Fipps, Dr. Zander war da!"

„So", sagte Fipps und wollte wieder anfangen zu graben.

„Horch mal Fipps, warum hast du ihm nicht schön die Hand gegeben, du bist ihm doch auf der Straße begegnet."

„Ich war nicht unhöflich Mama — Dr. Zander hat mich nicht gekannt."

„Wieso Fipps, du weißt doch, daß er dich sehr gut kennt, warum sollte er auf einmal nicht mehr wissen, wer du bist?"

Da stand Fipps auf, ließ Schaufel und Besen fallen, schaute mit großen, gläubigen Augen ihre Mutter an, und sagte dann bestimmt: „Mama, er konnte mich gewiß nicht kennen. Als er mich anschaute, habe ich schnell mein Gesicht verstellt."

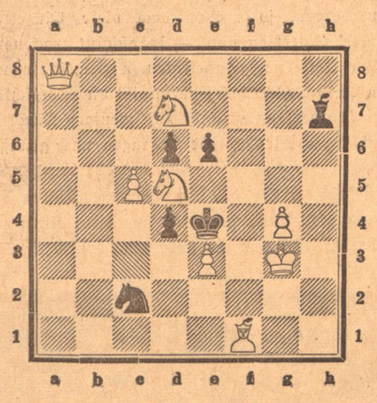
Badisches Schach ... Rätselecke

Folge 48 — 2. Dezember 1934

Zweizüger im Ferreaustil

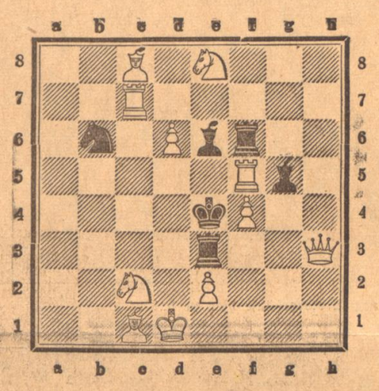
Was ist Ferreaustil? Zunächst: Ferreau selbst ist ein bekannter westdeutscher Problemkomponist. Bei Aufgaben im Ferreaustil wird verlangt, daß sämtliche in der Aufgabe vorhandenen schwarzen Steine als Verteidiger bezw. Variantenbildner in Funktion treten. Die bekannte Schachzeitschrift „Schach-Echo" hat für das Jahr 1934 ein internationales Problemturnier über dieses Thema ausgeschrieben. Wir bringen heute die drei ersten Preisträger, von denen I und III der Forderung des Themas vollkommen gerecht werden, während II durch seine technische Leistung besticht.

Problem Nr. 38 (I)
H. Hellwig-Bigge



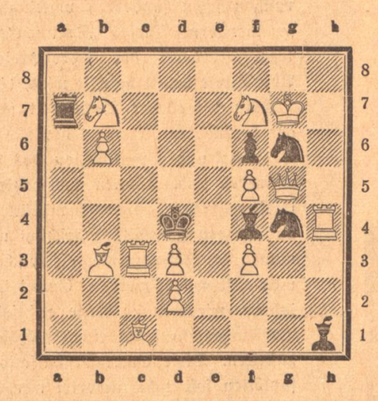
Matt in 2 Zügen

Problem Nr. 39 (II)
S. Tafferner-Budapest



Matt in 2 Zügen

Problem Nr. 40 (III)
H. Neuhaus-Meißen



Matt in 2 Zügen

Aus der Schachwelt

Der Badische Schachbund hat Direktor H. Bantlin in Konstanz, den langjährigen Vorstand des Konstanzer Schachklubs und eifrigen Förderer des Schachs, anläßlich seines 80. Geburtstages zu seinem Ehrenmitglied ernannt.

Den Rückkampf gegen Schachklub „Rössel" gewann der Durlacher Schachklub mit 14:11 Punkten, trotzdem die Karlsruher an den Spitzenbrettern ohne Ersatz antraten; ein gutes Zeichen für die ausgeglichene Spielstärke der Durlacher.

Geplante Mannschaftskämpfe: 6. Januar in Karlsruhe (Fritz-Plattner-Haus) „Rössel" — Durlach an 25 Brettern; 20. Januar in Wilferdingen Karlsruhe — Pforzheim an 40 Brettern.

Bücherschau

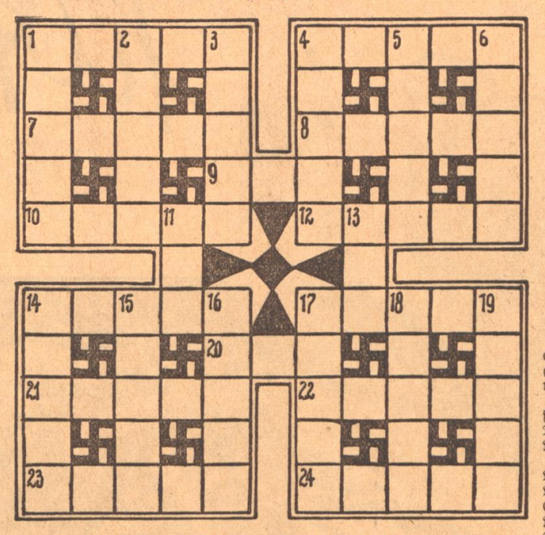
Die Deutsche Schachmeisterschaft in Bad Aachen 1934

Von Alfred Brinkmann

In seinem bekannten lebendigen Stil läßt der Verfasser die spannenden Ereignisse des Aachener Turniers vor uns abrollen. Die Auswahl der Partien und Partiestellungen ist durchweg glücklich gewählt, nur hätten wir gerne einige unbekannte Partien gesehen. Trotz dieser Einschränkung bestätigen wir gerne, daß der Preis (2.50 RM.) für dieses interessante Buch (Verlag Walter de Gruyter, Berlin und Leipzig) durchaus nicht zu hoch ist.

R. Rutz.

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1) Orientierungsmittel, 4) Fernsprechleitung, 7) Harzart) 8) Papstname, 9) Vorgebirge, 10) Volksvertretung, 12) Schmuckgegenstand, 14) Stadt am Rhein, 17) Streit, 20) Mädchenname, 21) indische Gottheit), 22) deutsches Stickstoffwerk, 23) Einbringen der Früchte, 24) deutsches Gebirge.

Senkrecht: 1) Krankheit, 2) deutscher Strom, 3) Erlaß, 4) deutscher Großindustrieller, 5) Nagetier, 6) Stichwaffe, 11) englisches Bier, 13) Lebensbund, 14) leichter Wind, 15) Schlachtort 1870/71, 16) Schlinggewächs, 17) Raubvogel, 18) deutscher Romantiker, 19) Rostschutz.

Rechenkunst

Welche Zahl ist es? Wenn man die Hälfte, das Drittel und das Viertel zusammenzählt, kommt 1 mehr heraus.

Gegensatzrätsel

Zu den Begriffen:

Liebe — Saat — Ausland — Ferne — Zwerg — Deflation — Heide — Morgen — Zenith — Frage — Angestellter — Friede — Mehrzahl — Unrecht sind die Gegensätze zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter der Reihe nach gelesen einen bekannten SA-Dichter.

Bildr

Silbenr

Aus folgenden 39 Silben:

arm — bahn — band — be — buch — e
grund — i — il — kis — la — li — li —
mi — mo — nat — ne — ne — ni — no — ro
set — sper — te — ter — ti — tiz — trom

sind 14 Wörter von nachstehender Bedeutung zu bi
Teil des Jahres
Russischer Diplomat des 19. Jahrhunderts (Führer der philen)
Beliebte Wurstart
Bekannte Vogelgattung
Edelstein
Runde Verzierung
Schmuckstück
Großstädtisches Verkehrsmittel
Geländeform
Unterstützt das Gedächtnis
Berg in Südamerika
Salzbergwerk
Musik- und Signalinstrument
Schmackhafter Seefisch

Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben im Zusammenhang einen Sinnspruch (ch = 1 Buchstabe).

Auflösungen

Kreuzworträtsel: a) 1 Span, 2 Topas, 9 Titel, 11 Karo, 12 Ruepel, 13 Reh, 14 Bonn, 16 Hekla, 18 Hofer, 20 Pelz, 23 Lid, 24 Auffuan, 26 Adam, 27 Ethik, 28 Rebe, 29 Erde; — b) 1 Strom, 2 Pius, 3 Ate, 4 Repp, 6 Parole, 7 Arena, 8 Sohn, 10 Lethe, 15 Soldat, 17 Erbse, 18 Heide, 19 Funke, 20 Plan, 21 Este, 22 Maid, 25 Uhr.

Epigramm: Sobald ein Tor eine Dummheit begeht, sogleich im Weisen eine Weisheit entsteht.

Wortspiel. a. Hase, Harz, Tante, Halm, Nero, Salm, Rost, Meise, Buch. b. Vase, Herz, Tanne, Helm, Nerz, Saum, Rose, Meile, Bach. — Venezuela.

Rätsel der Milchstraße / Von Walter Jentzsch

In dunklen, klaren Nächten erscheinen die Sterne in ihrer flimmernden Pracht und mit ihnen ein Lichtband, das sich in der Breite von etwa 10 Mondscheiben quer über den Himmel spannt. Es ist die Milchstraße.

In den Abhandlungen über unser Weltbild wird die Milchstraße bis ins 16. Jahrhundert immer nur ganz kurz erwähnt. Niemand vermochte ihr Rätsel zu lösen. Erst Giordano Bruno, der einstige Dominikanermönch und spätere Philosoph, der am 17. Februar des Jahres 1600 den Tod auf dem Scheiterhaufen erlitt, beschäftigte sich eifrig mit dem Milchstraßenproblem. Er lehrte auf seinen Reisen, die ihn durch große Teile Europas führten, daß die Milchstraße aus unzähligen Sonnen bestehe, um welche meist Wandelsterne kreisen, wie unsere Erde und die anderen Planeten um die Sonne. Daß die Sonnen der Milchstraßen tatsächlich Trabanten mit sich führen, bestätigte die spätere Forschung und zwar durch

die Kenntnis der sogenannten „Algolsterne".

Das sind Sterne mit wechselnder Lichtstärke, von denen die Wissenschaft reichlich 50 kennt; neue werden jedes Jahr entdeckt. Diese Sterne sind Sonnen, die sich in gewissen Zeitabständen mit großer Pünktlichkeit verfinstern, um nach Stunden oder Tagen wieder im hellen Licht wie vorher zu erstrahlen. Die Verfinsterung wird durch dunkle Trabanten, welche diese Sterne umkreisen und ihren Schatten beim Vorüberziehen auf deren Oberfläche werfen, hervorgerufen. Die Millionen und Abermillionen Sonnen der Milchstraße mit ihren Milliarden von Planeten sind sämtlich aus den gleichen Stoffen wie unser Sonnensystem erbaut. Den Beweis liefert die Spektralanalyse. Mittels derselben war es möglich, an über 10 000 Sternen nachzuweisen, daß auf allen Weltkörpern die gleichen chemischen Elemente heimisch sind, wie sie sich auf Sonne und Erde vorfinden, Wasserstoff, Kohlenstoff, Helium und andere.

Ob die Planeten der Milchstraße bewohnt sind?

Wir wissen es nicht und werden es nie wissen! Anzunehmen ist die Bewohnbarkeit, weil auf diesem Planeten dieselben Lebensbedingungen vorhanden sein müssen wie auf der Erde. Das gilt zum mindesten für den größten Teil der Trabanten.

Da die Milchstraße also nicht aus einer großen Menge von Sternen in größter Regellosigkeit besteht, sondern weil die Sterne denselben Gesetzen der Flieh- und Schwerkraft unterworfen sind wie die Sterne unserer Sonnenwelt, entwickeln sie sich naturgemäß auch unter denselben Erscheinungen.

Nach der Erfindung des Fernrohres gelang die Feststellung, daß die Sterne um so dichter beieinander stehen, je näher sie der Milchstraße sind. Dieser Annahme waren schon vorher eifrige Beobachter des Himmels gewesen. Das erste Instrument, mit dem eine einwandfreie Beobachtung möglich war, wurde von William Herschel (1738 bis 1822) benutzt. Die Zahl der Sterne, die Herschel mit seinem Fernrohr in der Milchstraße wahrnehmen konnte, schätzte er auf etwa 30 Millionen.

Außer den Sternen zeigt das Teleskop aber noch silbrigschimmernde Nebelgebilde, die sich selbst in den stärksten Instrumenten nicht auflösen, also Nebel bleiben. Solche Nebelmassen von zum Teil riesenhafter Ausdehnung befinden sich im Sternbild des Orion, ferner im Schwan und im Schützen. So kann man sagen, daß die Milchstraße Weltkörper in allen Phasen ihrer Entwicklung beherbergt, von ihrer Entstehung bis zu ihrem Untergang.

Die Milchstraße bildet mit ihrer Riesenanzahl von Nebelhaufen, Sonnen und Planeten gewissermaßen eine Weltinsel, die einer Qualle gleich im Universum schwimmt und sich dauernd in der entgegengesetzten Bewegung des Uhrzeigers dreht. Diese Bewegung ist also eine linksläufige wie die unserer Planetenwelt. In diesem Milchstraßensystem schwebt nun unsere Sonne ziemlich im Mittelpunkt, so sind auch alle Sterne, die wir am Himmel sehen, Angehörige der Milchstraße.

Die Größe und Ausdehnung der Milchstraße auszumessen, ist bisher noch nicht gelungen. Die vorgenommenen Schätzungen sind reichlich problematischer Natur. Man nimmt an, daß der Durchmesser der Milchstraße in der Breite ungefähr 40 000 Lichtjahre beträgt, der Längendurchmesser etwa 200 000 Lichtjahre, das sind zwei Millionen Billionen Kilometer.

Woher sind nun die Sterne gekommen und wohin gehen sie?

Die Astronomen sehen bei ihren Beobachtungen nicht selten erloschene oder lichtschwache Sterne von neuem aufflackern, aber auch bald wieder verschwinden, oder an ihre Stelle Nebelhaufen treten. Solche Nebelflecke weist also auch die Milchstraße auf, und man hat deshalb versucht, die Lösung des Rätsels auf diesem Wege zu erreichen. Wenn ein Stern erneut aufblitzt, dann ist stets eine Katastrophe vorausgegangen. Zwei erloschene Sterne sind auf ihrer Bahn im rasenden Tempo von 30 Kilometern in der Sekunde aufeinandergestoßen. Die Gewalt dieses Zusammenstoßes ist so heftig, daß sich beide Sterne sofort in einen glühendgasförmigen Zustand verwandeln, der nun, in gewaltig ausgedehnter Dimension, als Nebelfleck in Erscheinung tritt.

Bei den neuen Sternen handelt es sich aber meist um solche, die kleiner sind als unsere Sonne, während die meisten Sterne der Milchstraße unsere Sonne tausendmal und mehr in sich aufnehmen können. Daß sich aber solche Riesensonnen auf ihrer Bahn begegnen und zu einem Stern vereinigen, erscheint bei der unermeßlichen Ausdehnung des Weltalls ausgeschlossen. Die vielleicht richtige Erklärung sagt, daß die Milchstraße früher eine gewaltige Gasmasse gewesen sei, die vor Aeonen von Jahren auf ihrer Wanderung im Universum mit einer anderen Gasmasse von ähnlichem Umfang zusammengerast sei. Die Moleküle wurden dadurch in ihrer Bewegung gehemmt und außerordentlich verdichtet. Zunächst sind durch die Verdichtung große Spiralnebel entstanden, die sich durch Drehen um eine Achse weiter verdichteten, glutflüssig wurden, um schließlich nach Milliarden von Jahren Eigenschaften und Gestalten von Sonnensystemen anzunehmen.

Lustiges Allerlei

Das Heu

Russisches Märchen, nacherzählt von Peter Omm

Zum Popen kam Fedja, ein Zigeuner, und fragte nach Arbeit.

„Ich habe eine große Wiese, die kannst du mähen, wenn du willst, aber ich gebe dir nicht mehr als zwei Rubel dafür", sagte der Pope.

Der Zigeuner fragte, wie groß die Wiese sei und wo sie läge. Als der Pope ihm das gesagt hatte, meinte Fedja: „Väterchen, die Wiese ist groß und der Weg weit. Zwei Rubel sind nicht viel. Gebt mir noch die Zehrung mit, ein wenig Speck, Brot und Bier."

Der Pope zupfte seinen langen, weißen Bart und bedachte bei sich, daß zwei Rubel für die große Wiese wirklich nicht viel seien und so packte er dem Zigeuner den Rucksack voll Speck, Fleisch und Brot und gab ihm eine Kruke Bier mit und eine Buddel Schnaps.

Dann zogen sie miteinander los, denn der Pope mußte dem Zigeuner ja die Wiese zeigen.

„Hier ist meine Wiese", sagte der Pope, „Fang an!"

Der Zigeuner sprach: „Väterchen, geht heim, derweil ich hier schaffe, ich will Euch Bescheid sagen, wenn ich fertig bin!"

Der Pope nickte, denn er war damit einverstanden, und ging heim.

Fedja umschritt die Wiese, gähnte und legte sich ins Gras. Es war ein heißer Tag, die Sonne stand hoch am Himmel und stach gewaltig. Fedja packte seine Vorräte aus, bereitete sich eine Mahlzeit, aß und trank, bis er nicht mehr konnte. Dann legte er sich nieder und schlief. Nach einigen Stunden erwachte er, aß und trank wieder, bis er nicht mehr konnte und alle Vorräte verzehrt waren. Dann streckte er sich im Schatten eines Gestrüpps aus und schlief, bis die Nacht hereinbrach. Da machte sich Fedja auf den Weg zum Popen.

„Väterchen, deine Wiese ist gemäht, gib mir nun den Lohn!"

„Den sollst du haben!", sprach der Pope und legte die zwei Rubel auf den Tisch.

„Väterchen, leg mir etwas zu, das Mähen war schwer, die Sonne schien heiß, die Wiese ist groß, und der Weg lang und beschwerlich!"

„Zigeuner, ich gebe Euch nicht mehr, ich habe genug gezahlt!"

„Eine kleine Draufgabe!" bat der Zigeuner.

„Nichts!" schrie der Pope.

„Das Essen wenigstens, Väterchen, ich bin hungrig!"

„Ihr habt genug bekommen!" schrie der Pope erzürnt.

Da wurde der Zigeuner böse, schlug die Faust auf den Tisch und schrie: „Dann wünsche ich, daß das Gras stehe, wie es stand, ehe ich es abmähte!" und ging davon.

Am andern Morgen kam der Pope zu seiner Wiese, um zu sehen, ob es ein gutes Heu gäbe dieses Jahr. Da gewahrte er, daß nicht ein Hälmchen geschnitten war, daß die ganze Wiese saftig und hoch stand, wie er sie am Tage zuvor gesehen. Er gedachte nun des bösen Wunsches, den Fedja, der Zigeuner, ausgesprochen hatte, und jammerte laut: „Oh, hätte ich ihm doch was draufgelegt, hätte ich ihm doch mehr gegeben!" Denn ihn reute sein Geld, das nun vergebens geopfert war.

Er hat nie erfahren oder gedacht, daß die Wiese gar nicht gemäht worden war.

*

Seine Hoffnung

Der Arzt zur Patientin: „Sie werden sehen, gnädige Frau, ich mache einen ganz neuen Menschen aus Ihnen."

Der anwesende Gatte: „Also, Herr Doktor, was das anbetrifft, ich scheue keine Kosten!"

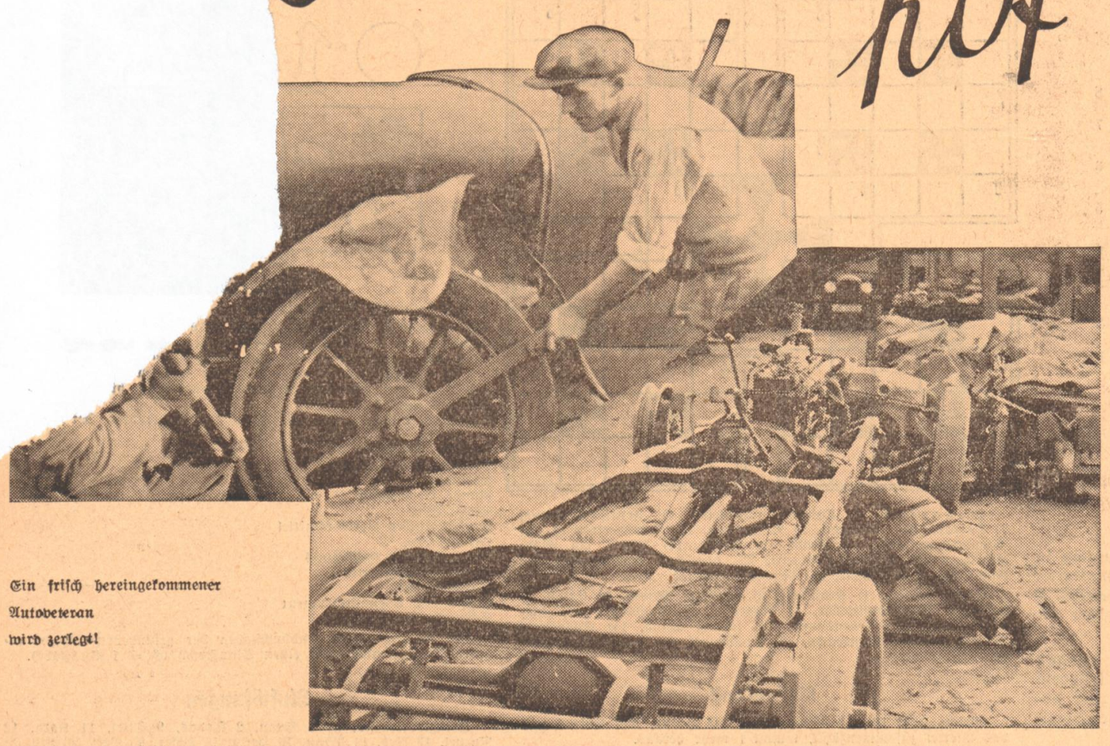
Ein zarter Wink von ihr

Das Wunder des Schönheitssalons

Vor dem Einbruch...

... und nach dem Einbruch!

UTO-Schlacht-hof



Ein frisch hereingekommener Autoveteran wird zerlegt!

Eine Zeitungsanzeige, wie man sie heute in jeder Großstadt fast täglich lesen kann. Sie weist uns zu einem Betrieb, über dessen Art, Zweck und Wert sich selbst alte Kraftfahrer die falschesten Vorstellungen machen. Die Allgemeinheit denkt, wenn sie von einem „Auto-Schlachthof" hört: das ist ein Unternehmen, nur dazu geschaffen, betagte Veteranen der Landstraße, alte, ausgediente „Klappermühlen" mit dem Vorschlaghammer kurz und klein zu schlagen und die Metallreste dem Alteisenhändler zu überliefern. Weit gefehlt! Ein neuzeitlicher Auto-Schlachthof ist keineswegs ein „Autofriedhof", ein Verwesungsort für faulende Auto-Kadaver, sondern im wesentlichen und viel mehr eine Auslese- und Durchgangsstation von Altmaterial, das hier zu weiterer Erfüllung — eventuell ganz neuer Lebenszwecke — auf geschickte Weise dienstbar gemacht wird!

Eine Reihe sehr wichtiger Aufgaben erfüllt ein solches Asyl für betagte Kraftwagen: zunächst bietet es jedem Besitzer eines in sechs- bis zehnjähriger harter Dienstzeit klapprig gewordenen Vehikels, dieses wegen seiner hohen Betriebs- und Reparaturkosten anderweitig längst unverkäufliche Stück überhaupt noch loszuwerden und dafür wenigstens noch einen kleinen Betrag Bargeld — oft als Teil-Anzahlung für einen neuen Wagen — zu erzielen. Damit hilft ein derartiges Unternehmen aber auch an der wichtigen Aufgabe mit, daß der allgemeine Verkehr von diesen betriebsunsicheren Fahrzeugen mit untauglichen Bremsen, mangelhaften Steuerungsorganen und sonstigen schweren Defekten mehr und mehr entlastet wird. Außerdem aber dient es dem heute sehr wichtigen volkswirtschaftlichen Zweck, auf den geringsten Wert, den zahlreiche immer noch brauchbare Einzelteile besitzen, zu erhalten und zugleich dafür zu sorgen, daß die Rohmaterialien, also Metalle, Leder, Stoff und Glas, nicht als totes Gut auf riesigen Gerümpelhaufen verkommen und vermodern, sondern durch Neubearbeitung oder Umformung neuen Zwecken dienstbar gemacht werden und uns erhalten bleiben. Umwandlung — nicht Zerstörung! — lautet also das Prinzip, das die Arbeitsweise eines modernen Auto-Schlachthofs bestimmt!

Grundsätzlich kauft eine derartige Auto-Verwertungsstelle alles, was ihr gebracht wird, je nach Größe der Stadt und des Betriebs sind das 4 bis 15 Wagen in der Woche. Der Ankaufspreis richtet sich natürlich vollkommen nach Alter und Zustand des Objekts und muß unter dem Gesichtspunkt errechnet sein, daß auch die verhältnismäßig große Arbeitszeit, die das Abwracken, Prüfen und Sortieren beansprucht, dem Unternehmen beim Wiederverkauf eventuell noch brauchbarer Einzelteile oder der Altmaterialien wenigstens einen geringen Verdienst sichert. So werden also für Personenwagen zwischen 25 und 200 Mark, für Lastwagen zwischen 100 und 1000 Mark bezahlt.

Das Demontieren wird — je nach Umfang des Unternehmens — von 3—6 Mann, meist sehr geschulten und fachkundigen Arbeitskräften, vorgenommen. Alles, was noch wirklich brauchbar und weiterhin verwendbar ist, wandert nach dem Ausbau und gründlicher Reinigung von Rost und Schmiere auf die Lager kompletter Ersatzteil-Aggregate. Namentlich verunglückte Wagen neueren Datums bilden eine Fundgrube völlig unbeschädigter, sofort wieder anderweitig verwendbarer Einzelteile. Aber auch mancher Altveteran birgt noch wertvolle „Beuteteile", seien es nur die Instrumente am Armaturenbrett: Tachometer, Betriebsstoff-Standmesser und ähnliches, seien es die elektrischen Anlagen, Batterie, Scheinwerfer oder Horn, sei es der völlig intakte Kühler oder gar das ganze Chassis. Auch komplette Motoren, Getriebe, Differentiale mit Welle und Gehäuse gehen dann und wann unverändert auf Lager und warten hier auf Käufer. Das Glas der Windschutz- und Fensterscheiben wird ebenso sorgfältig aus den Rahmen genommen und aufbewahrt, wie komplette Verdecke mit intakten Spriegeln und tadellos erhaltenem Stoff. Polsterungen, also Sitzkissen und Rücklehnen dagegen werden meistens dem Lumpensammler übergeben, nachdem sie zuvor zertrennt und daraufhin untersucht worden sind, ob sie eine wertvolle — besonders zu verwertende Roßhaarfüllung oder noch brauchbare Lederstücke enthalten.

Was an Motoren, Getrieben und Fahrgestellen aber wirklich im ganzen zu keinerlei Dienst mehr taugt, wird mit Schraubenschlüssel, Vorschlaghammer und Meißel in weitere Einzelteile verlegt, wobei sich immer noch manch völlig intaktes Stück findet, seien es auch nur ein paar unausgelaufene Kugellager, Federbolzen, Ventilführungen oder ein paar rißfreie Pleuel und Kolben, ein Motorgehäuse-Unterteil, ein Blattfedersatz, ein Getrieberad und ähnliches mehr. Und erst der absolut unbrauchbare „Rest" kommt auf die Altmaterial-Lager: Blech, Eisen, Stahl, Leichtmetall und Legierungen schön säuberlich voneinander getrennt, um in absehbarer Zeit wieder in den Schmelzofen zu wandern. Dieses „Trennen" der Metallsorten voneinander ist eine denkbar unlukrative Angelegenheit, denn der Schrottpreis selbst für vergütete Metalle ist so gering, daß nicht einmal die Arbeitszeit damit bezahlt wird, die das Schrottsortieren beansprucht.

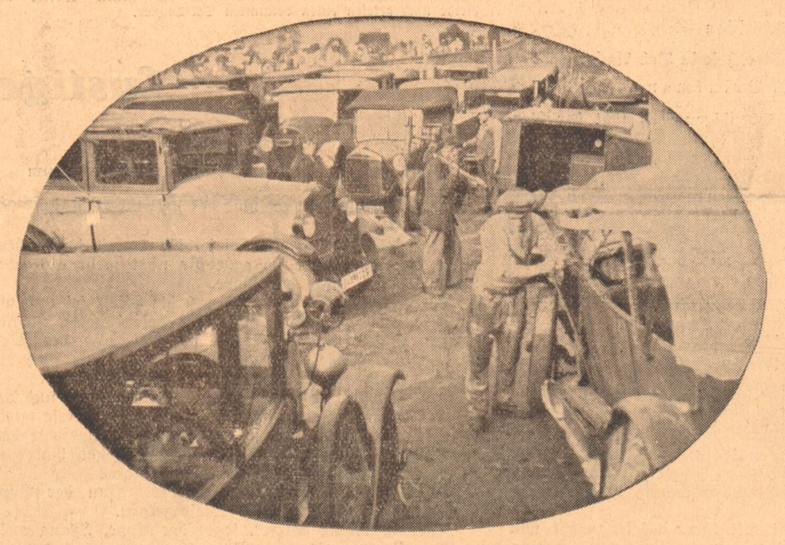
Von besonderer Wichtigkeit für die Wirtschaftlichkeit eines Autoverwertungs-Betriebs ist neben der besonderen Kenntnis der Materie und der geschulten Arbeit der „Sezierer" eine mustergültige Ordnung und Organisation des Lagers, wozu wiederum große Räumlichkeiten und lange Schuppen vonnöten sind. Können auch zahlreiche Ausschlachtteile wie Gummireifen, komplette Motoren, Getriebeaggregate, Hinterachsenbrücken und Fahrgestelle — durch Ueberdachung und Tücher einigermaßen vor Witerungsunbilden geschützt werden, ohne zu verderben, so müssen doch viele Einzelteile — namentlich Instrumente, elektrische Anlagen, Magnete, Batterien usw. — in absolut trockenen Räumen aufbewahrt werden. Gründliche Sortierung aller Teile nach Fabrikaten, Typen, ja sogar Baujahren, wie wir sie heute auf jedem gutgeleiteten Auto-Schlachthof finden, gibt die Möglichkeit, das Vorhandensein irgendeines plötzlich von einem Kunden verlangten Stücks in wenigen Minuten festzustellen. Diese Lager-Organisation geht soweit, daß sogar telephonische Anfragen nach gewissen Ersatzteilen sofort beantwortet werden können.

Der Kundenkreis des Autoschlachthofs ist unermeßlich groß: die Reparaturwerkstätten beziehen namentlich für solche Modelle ihrer Kunden, die längst nicht mehr fabriziert werden, alle nur denkbaren Ersatzteile, die es sonst nirgends mehr zu kaufen gibt und die sonst eine kostspielige Einzelanfertigung erforderlich machten. Komplette Motoren gehen meist aufs Land, wo sie zum Antrieb von Wasserpumpen, Kränen oder auch Drehbänken noch jahrelang Dienst tun. Vollständige Chassisrahmen mit Federung, Rädern und Gummireifen werden vorzugsweise für Personenwagen-Anhänger umgebaut oder auch als Ackerwagen für den Landwirt neu in Dienst gestellt. Gutes Polsterleder holt sich der Schuhmacher zum „Flecken", Glasscheiben werden für kleinere Wagen zugeschnitten oder von Schrebergärtnern als Fenster für Gartenhaus oder Frühbeet gekauft. Altes Karosserieholz dient arbeitslosen Volksgenossen als Feuerholz.

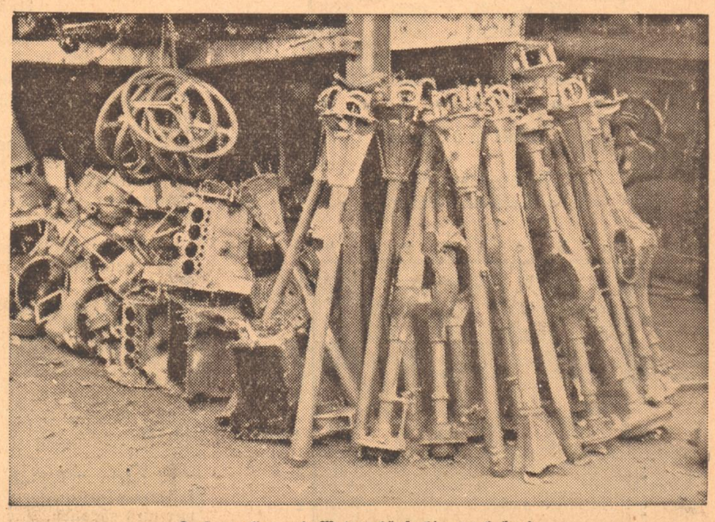
All die vielen, verschiedenartigen Ansprüche der Kundschaft, namentlich bei niedrigsten Preisen, zu befriedigen, verlangt schon eine Portion Fachkenntnis und Kalkulationsvermögen, denn die „Ware" des Autoschlachthofs muß billig sein, um ihren Käufer zu finden. Andererseits muß nicht nur der Ankaufspreis für einen erworbenen Altwagen, sondern auch der Lohn für die Arbeiter, die Miete für die großen Lagerplätze und -Räume schließlich wieder herausgeholt werden.

So erfüllen diese Betriebe eine wichtige soziale Aufgabe: ihre große technische und wirtschaftliche Bedeutung liegt nicht, wie heute noch vielfach geglaubt wird, im einfachen Abwracken und der Auslieferung des Altmaterials an den Rohproduktenhändler, sondern im Sammeln und Lagern noch brauchbarer Elemente, in der Umarbeitung noch verwendbarer Fahrzeuge und Motoren und im Vertrieb von schwierig oder garnicht mehr zu beschaffenden Ersatzteilen!

Alebü.



Auto-„Schlächter" bei der Arbeit



Kardanwellen und Motorgehäuse hier zu haben!

Rücklehnen und Polster in Hülle und Fülle

Auspufftöpfe, Rohre, Schalldämpfer usw.